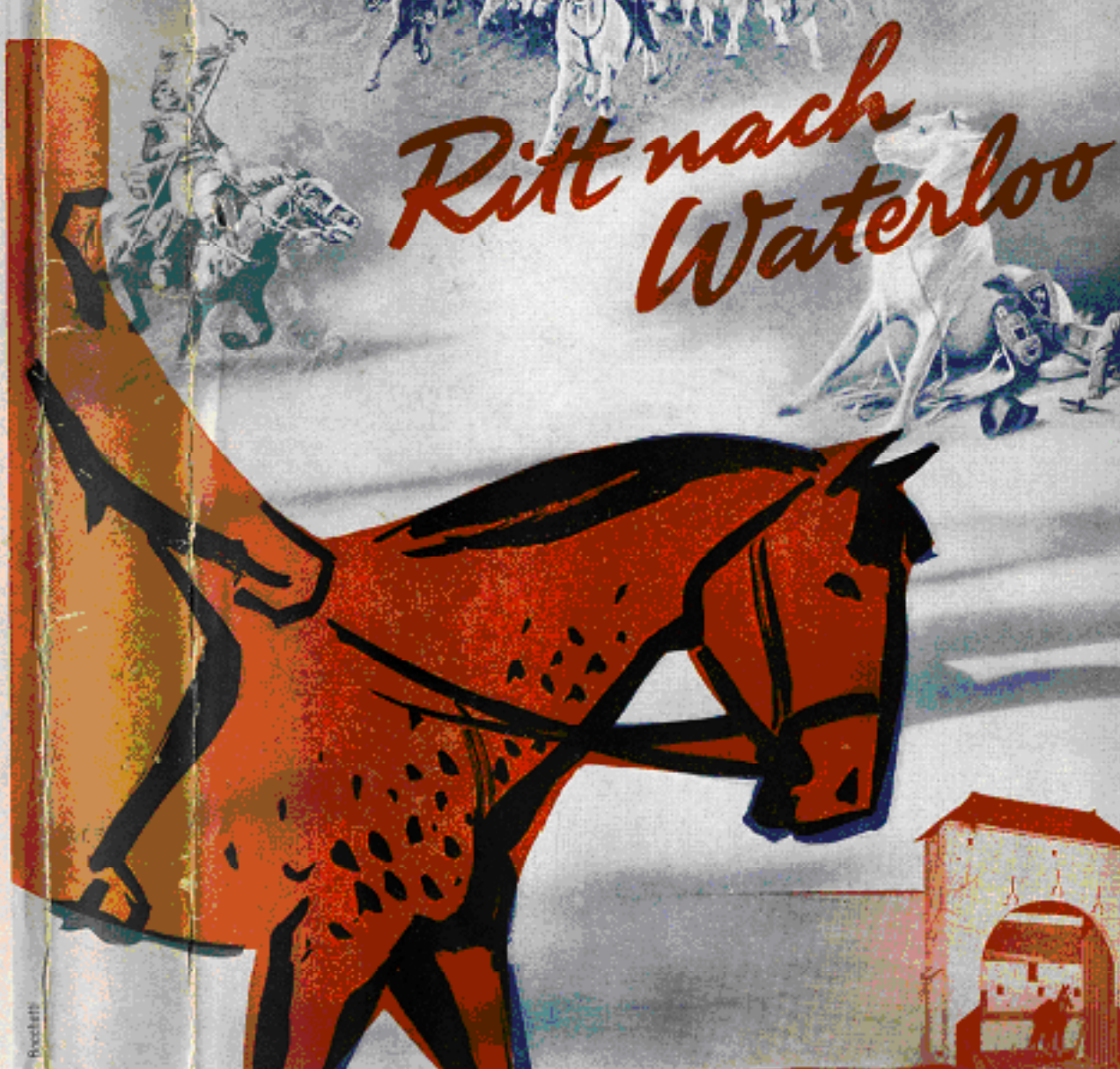


HANS SCHWARZ

HANS SCHWARZ

*Ritt
nach
Waterloo*

*Ritt nach
Waterloo*



Hans Schwarz

RITT NACH WATERLOO

Mit 16 Bildtafeln

Titelblatt:

Zeichnung Ernst Bocchetti, Bern
Photomontage Atelier Charles Zbinden, Bern

Die Vision von der Schlacht zu Waterloo auf dem Umschlag
wurde durch Photogravüren folgender berühmter Gemälde reproduziert:

Bildmitte:

Attacke der Scots-Greys bei Waterloo, Gemälde von E. Butler

Links:

Der Sturz des Adlers, Gemälde von H. Chartier

Rechts:

Das unbezähmbare Pferd, Allegorisches Gemälde von E. B. Debat-Ponsan

Im Original erschienen in der Verlagsgenossenschaft „Die Nation“, Bern

Nichtkommerzielle Neuauflage 2008

im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

AN
MARIE-ANTOINETTE



Ostheim

Ungeduldig scharrt «Providence» das Pflaster vor dem Zoll am Lysbüchel, als möchte sie kaum erwarten, in ihre alte Heimat zurückzukehren. Denn die «Providence», lieber Leser, ist eine Anglo-Normänner-Goldfuchsstute de pur sang, und ihre Heimat ist Frankreich, ihre Jugend verbrachte sie auf den herrlichen Weiden der Normandie, die sich endlos weit zwischen riesigen Wäldern dehnen und über deren herbes Gras die salzige Luft des Ozeans zieht. Die «Providence» muß lange scharren, denn es ist wirklich une chose extraordinaire, wenn einer inmitten des zwanzigsten Jahrhunderts noch zu Pferd nach Frankreich will, und die französischen Douaniers stehen meinem Vorhaben erst verständnislos gegenüber. Zudem ist Allerseelen und Feiertag, und der Chef ist nicht da, und es sei absolument impossible, daß sie mich da so mir nichts, dir nichts mit dem Pferd nach Frankreich hineinließen. Aber ich lasse nicht lugg, und ich habe ein gewichtiges Argument, diese Zöllner und Sünder in Trab zu bringen: der Commandant du bataillon des sapeurs-pompiers de la ville de Mulhouse reite mir mit seinem Stab bis halbwegs Basel entgegen, und sie sollten sich besser keine Unannehmlichkeiten und Blamagen zuziehen, indem sie mir den Weg versperrten. Der stellvertretende Chef de douane ist in argen Nöten, und ich setze ihn noch besonders damit unter Druck, daß ich das alles in die Zeitung bringe, und schließlich macht er eine resignierende Handbewegung: «Eh bien, entrez avec votre cheval et réglez l'affaire à la direction des douanes à Mulhouse.»

Das lassen wir uns nicht zweimal sagen, und ich binde rasch meine «Providence» los, und sie tänzelt aufgeregt an der Kandare, wie wir nach Saint-Louis ziehn. Der riesige Autoverkehr scheint sie etwas nervös zu machen, denn wenn wir auch in unserm Helvetien mehr als genug verrückte Kilometerfresser haben, gegen das motorenheulende Kilometer-Lancé der Auto- und Töfffahrer hier sind sie zahme Hirtenbuebli. So verlassen wir bei La Chaussee die Route nationale N° 66 und halten gegen den Rhein hinunter über Richardshausen nach Kembs.

Schnurgerade zieht die Straße von da 13 Kilometer weit durch den Hardwald, und sie zwingt uns mit ihrem harten Belag zum Schrittreiten und bald ziehe ich vor, abzusitzen und neben meinem Fuchs einher zu schreiten. Leicht und zügig marschiert es sich neben dem Pferd, und ich habe ihm viel zu erzählen — oh, lache nicht, lieber Leser — die Pferde lieben es, wenn man mit ihnen spricht, und das spitze Spiel ihrer Ohren zeigt uns, wie aufmerksam sie lauschen. Ja, wir zwei vertreten die alte Zeit, die noch Zeit hatte, und wir wundern uns über die Hast und die Eile, die alle diese Menschen an uns vorbei wie der Wirbelwind über die Landstraße treibt. Sind sie so verteufelt pressiert, und ist ihre Zeit so knapp bemessen und kostbar? Wir sehen da ganz verrückte Sachen, in vollem Tempo kommt uns ein Töfffahrer entgegen und neben ihm auf gewöhnlichem Rad sein schwarzgelockter Schatz, und das Mädchen hält ihn einfach mit der linken Hand an der Schulter und läßt sich mitschleppen, derweil sie mit der rechten Hand die

Lenkstange führt. An Lastwagen vorbei, an entgegenkommenden Hundert-Kilometer-Tempos vorbei, es muß ein Spiel mit dem Leben sein.

Drei Reiter kommen uns mitten im Wald entgegen, auch sie sind abgesehen und führen ihre Pferde am Zügel. Kommandant Ludmann von den Sapeurs-Pompiers und zwei Herren vom Vorstand der «Société hippique rurale de Mulhouse». Die Begrüßung ist herzlich, und da die Herren Weg und Steg im Hardwald kennen, können wir aufsitzen und bald frischweg über weiche Waldwege traben. Wie mir der Kommandant erklärt, ist der Hardwald noch einer der gefährlichsten Wälder des Elsaß, er ist noch total vermint, nur die Wege sind nach bester Möglichkeit von den deutschen Minen gesäubert, aber ein einziger Schritt seitab könnte den Tod bedeuten. So halte ich denn meine aufgeregte «Providence» gut am Schenkel, und es ist ein prickelndes Gefühl, durch diesen Wald der Minen zu traben und gleichsam mit jedem Hufschlag glücklich zu sein, wenn nicht Mann und Roß in die Höhe gehen. Der Kommandant reitet auch einen Anglo-Normanner, einen großen Fuchs, die beiden andern Herren verteuft rassige Anglo-Araber, sie stieben davon, daß die Steine Funken geben, und ich lege meiner «Providence» die Zügel auf den langgestreckten Hals, um ihnen auf Pferdelänge zu folgen. Köstlich ist das Elsasserdeutsch, wenn sich der Kommandant im Sattel umwendet, um etwas zu erklären oder zu fragen, warum ich für meine weite Reise gerade diese Jahreszeit «choisiert heb». Ich finde eben Herbst und Spätherbst zum Reiten die herrlichste Zeit. Keine Hitze mehr, keine Fliegen und Bremsen, und eine goldene Landschaft ringsum, besser kann man es nicht wünschen.

Es ist schon Nacht, da wir wieder über die Hauptstraße ziehen und den Wald hinter uns haben. Wir reiten ganz außen am Rand im Gänsezug, von Strahlenbündeln vieler Wagen geblendet, die uns kreuzen und oft von wahren Ungetümen von Lastwagen hart am Bügel überholt. Während die andern Pferde auf dem Asphalt oft gefährlich gleiten, geht meine «Providence» mit absoluter Sicherheit über den glasisigsten Belag, denn sie hat an den Ruten-Enden ihrer Eisen ihre «Mordax»-Stollen, die jedes Ausgleiten unmöglich machen. Kommandant Ludmann gibt mir über die Achsel viele Ratschläge für meinen Weiterritt. Nie über kleine Waldwege reiten, gar nie durch Buschgebiete und Waldlichtungen, es gibt noch Hunderttausende von Minen — noch in zwanzig, dreißig Jahren wird man etwa lesen, daß Tier und Mensch ihnen zum Opfer fielen. Aus Materialmangel verwendeten die Deutschen in den letzten Kriegsjahren Minen in Holz- oder Glasbehältern. Sie werden von den Suchgeräten nicht angezeigt und bleiben meist unauffindbar. Ackergebiete und Weiden sind entmint, trotzdem kam es noch letztes Jahr mehrmals vor, daß eine weidende Kuh oder ein Bauer mit Pferden und Pflug in die Höhe gingen. Unritterlich und gemein ist der moderne Krieg!

Völlig neue Existenzbedingungen schaffen diese minenverseuchten Wälder mit ihren gefährlichen Dickichten und Buschgebieten und ihrem vielen Unterholz für das Wild. Hirsch, Reh und Wildschwein, durch den Krieg ohnehin arg dezimiert, fallen zwar auch zuweilen diesen tückischen Tretminen zum Opfer, aber dafür haben sie in manchem Wald ein viel sichereres Refugium als früher, gegen ihren gefährlichsten Feind, den Menschen. Geradezu ideale

Schutzgebiete bieten die Minenwälder den Hasen, wilden Kaninchen, Füchsen und anderm Kleinwild. Mit seinem geringen Gewicht vermag es kaum eine Mine zur Explosion zu bringen; in den Dickichten, die kein Förster und Waldarbeiter mehr lichtet und die kein Jäger mehr zu betreten wagt, kann es sich ungestört vermehren, vor allem das wilde Kaninchen. Es bildete schon in frühern Zeiten im Elsaß zuweilen eine wahre Landplage. So droht wohl dem fleißigen Landwirt der ehemaligen Kriegsgebiete in wenigen Jahren ein neues Übel, die Invasion der Minenwaldhasen, die zu Tausenden zu nächtlicher Stunde in seine wohlgepflegten Kohlpflanzungen einbrechen werden.

Die Wälder gänzlich minenfrei zu machen wird unmöglich sein, denn seit sieben Jahren nun treibt der Wald ungestört sein Wurzelwerk und umklammert die gefährlichen Kistchen mit seinen Fangarmen. Es gäbe nur ein radikales Mittel, das kaum tauglich sein kann, würde es doch die Wälder auf Jahrzehnte zerstören und ungeheure Kosten verursachen — ein vollständiger Kahlschlag und tiefe Umpflügung des Waldbodens. Zu dieser Säuberung wird man sich nicht entschließen, so wird man noch in zwanzig, dreißig Jahren mit Scheu von diesen gefährlichen Wäldern sprechen.



Wie die „Providence“ ein herrliches Quartier bezieht
und der August von Sachsen ein blaues Auge heimträgt

Wir reiten in einen großen Kasernenhof und zwischen zwei düstern, fünfstöckigen Kasernen in einen zweiten Hof, den wiederum gewaltige Kasernenbauten umstehen, zu den rückwärts gelegenen Stallungen. Ein deutscher Kriegsgefangener schlägt die Absätze zusammen und meldet sich beim Kommandanten und nimmt uns die Pferde ab. Er trägt noch die abgetretenen Kommißstiefel und den verschlissenen grauen Feldrock und die feldgraue Soldatenmütze und flitzt eilig von einem Pferdestand in den andern und hat im Nu alle vier Pferde abgesattelt. Nun reibt er sie mit Strohbindeln trocken und trägt eilig Heu und Hafer herbei. «Providence» hat eine weite Boxe bezogen mit viel Stroh. Zwölf andere Pferde stehen noch im Stall, in der Boxe neben ihr ein arabischer Hengst, der sie stürmisch durch das Gitter begrüßt. Sie aber hat für seine Liebeswerbungen nur stolze Ablehnung und knabbert an ihrem duftigen Heu. Unter Kaiser Wilhelm II. wurden diese riesigen Kasernen und Stallungen und die Reitbahn von achtzig Meter Länge gebaut. Sie dienten dem 159. deutschen Infanterieregiment bis zum ersten Weltkrieg als Kantonement. Heute stehen die düstern, gewaltigen Bauten leer, ein einziger deutscher Soldat geht noch über die weiten Höfe, unser August, ein Bauer aus Sachsen, einer aus den Millionen von Kriegsgefangenen, die der Größenwahn eines Besessenen aus ihrer Lebensbahn warf und einem Schicksal überließ, das lähmend und hoffnungslos vor ihrer Zukunft lagert, wie der graue Novembernebel, der sich auf den Kasernenhof legt und die finstern Kasernen hinter seine Schleier versenkt. Ob er gerne zurückkehren würde nach Sachsen, frage ich ihn. Er zuckt nur resigniert die Achseln «zu wat denn, zu wat denn?». Hunderttausende deutscher Kriegsgefangener wollen in Frankreich bleiben. Kaum einer aus der russenbesetzten Zone will heim. Tausende und Zehntausende haben keine Angehörigen mehr. Bei guter Führung können sie in ein ziviles Arbeitsverhältnis treten, können ein französisches Mädchen heiraten, können sich hier ansiedeln im weiten, schönen Frankreich, das ihre Arbeitskraft dringend braucht.

Für den August von Sachsen ist die Ankunft meiner «Providence» ein kleines Fest. Der Kommandant erlaubt ihm im Stall zu schlafen, er muß also nicht ins Gefangenenlager hinaus. Er schmunzelt über das ganze Gesicht und der Kommandant, der diesen deutschen Soldaten bei aller Autorität mit väterlicher Güte behandelt, bemerkt es: «August, daß Sie mir bei den Pferden bleiben. Geben Sie gut acht auf das Schweizer Pferd. Das hat noch eine weite Reise vor, verstanden!» Der August von Sachsen steht mit dem Stallbesen stramm: «Zu Befehl, Kommandant, jawohl, Kommandant, wird gemacht, Kommandant!» «Und daß Sie mir nicht saufen gehn!» Der August schaut dem Kommandanten treuherzig in die Augen: «Nein, nicht, Kommandant! »

Ich stecke ihm ein Trinkgeld zu und hätte dies nicht schon jetzt tun sollen, denn der August ist wirklich saufen gegangen, und hat in später Nacht einen riesigen Rausch heimgebracht, wie der

Stallwächter, ein Italiener, uns am Morgen meldet, und eine große blutunterlaufene Schramme an der Stirne und ein blaues Auge bezeugen. Der Kommandant liest ihm die Leviten, und diesmal auf elsässisch: «August, ist dir das Trottoir an Grind gsprünge? Bist soiffen gegangen! Feine Brüder seid ihr alle! Soll i dich einsperra?» Der August von Sachsen zwinkert nur so mit seinem gesunden Auge, die Hände an der Hosennaht. Doch die Sache läuft für ihn gut ab. «Arme Teufel,» sagt nachher der Kommandant zu mir, Wenn sie dazukommen, saufen sie eben ins Elend, da muß man ein Nachsehen haben."



Zerstörte Kapelle im Oberelsass



Im Hause des Kommandanten wohnt sich gut. Die Sapeurs-Pompier sind eine Elitetruppe. Sie haben eine berühmte Musik, dreißig Clairons und sechzig andere Instrumente, die Basler erinnern sich noch an ihr Gastkonzert bald nach dem Krieg. Die Sapeurs-Pompier von Mülhausen sind die einzigen, deren Trikolore mit dem Band der Ehrenlegion geschmückt wurde wegen ihrer bravourösen Resistance. Die Wohnung des Kommandanten gleicht einem Museum. Hunderte von Helmen aller Feuerwehren aller Länder seit der Zeit der Französischen Revolution schmücken die Wände. Es mag wohl die kompletteste und einzige Sammlung dieser Art sein. Der Kommandant führt mich im Wagen herum. Rings um den Bahnhof ist fast alles verwüstet, und große Hotels und Bankpaläste sind bis auf den Kellerboden zerstört. Der Bahnhof selbst blieb fast unbeschädigt.

Der Kommandant ist auch der Gründer des Reitvereins Mülhausen. Aber er hat damit schwere Sorgen, wie er mir erzählt. In diesen miserablen Zeiten einer tollen Inflation, da Hafer, Heu und Stroh fast mit Papiergeld aufgewogen werden müßten und auch die wohlhabenden Leute so viele Sorgen hätten und alle nicht absolut notwendigen Auslagen mieden, sei es sehr schwer, die Freude am Reiten wach zu halten. Vollständig negativ seien auch seine Bemühungen gewesen, ähnlich der Verhältnisse in der Schweiz, bei den jungen Bauern wiederum das Interesse für den Reitsport zu wecken. Auch hier im Elsaß würden in der Landwirtschaft mehr Pferde gehalten als je zuvor, aber selten ein Pferd vom Reitschlag. Nur die schweizerischen Gutspächter machten eine rühmliche Ausnahme.

Kommandant Ludmann ist ein Pferdenarr, wie sie leider immer seltener werden. Wenn er die Stallungen betritt, drehen alle zwölf Pferde sich herum und wiehern. Mit jedem einzelnen spricht er, von seiner «Marquise», dem Goldfuchs, bis zum kleinen Araberhengst «Sidi». Dieser «Sidi» ist ein Clown, er wirft sich auf Befehl zu Boden, er gibt die Vorderhufe, macht die Kapriolen der Hohen Schule und den spanischen Tritt. Dabei ist er zutraulich und fromm, und jedes Kind kann ihn reiten.

«Reglez l'affaire à la direction des douanes à Mulhouse» - hatte mir der Zöllner von Lysbüchel gesagt, und ich muß nun wohl noch diese Einreisebewilligung für mein Pferd in Ordnung bringen. Wie froh bin ich, daß sich der Kommandant der Sache annimmt und mit mir zur Zolldirektion kommt. Hier verursacht unser Erscheinen und Anliegen riesiges Aufsehen und die Herren Oberzollbeamten wundern sich nicht schlecht, daß es mir gelungen sei, einfach ohne Erledigung der Formalitäten mit meinem Pferd nach Frankreich einzurücken und bis nach Mülhausen vorzustoßen. Das sei noch gar nie dagewesen, das sei mehr als anständig von mir, daß ich überhaupt komme, ich könnte ja nun in ganz Frankreich mit meinem Pferd herumreisen, ohne daß die tit. Zollbehörden von Mülhausen eine Ahnung hatten. Sie würden morgen diesen

«espèces d'idiots» vom Zoll in Saint-Louis etwas erzählen. Rasch werden nun die Zollpapiere ausgefertigt, und für die Zollkaution von 30'000 französischen Franken leistet Kommandant Ludmann Bürgschaft, so brauche ich kein Geld zu hinterlegen.

Von Mülhausen weg hat meine «Providence» ein illustres Geleite. Der Kommandant hat seine «Marquise» satteln lassen, und der Sekretär der Société hippique und ein Schweizer Offizier, Herr Portmann, der hier ein großes Gut gepachtet hat, besteigen ihre Anglo-Araber, um uns bis halbwegs Colmar das Geleite zu geben. Es ist ein herrlicher Spätherbsttag. Bald verlassen wir die Straße und traben querfeldein durch ein ideales Reitgelände am Fuße der Vogesen. Viele Burgen und Ruinen grüßen von waldbedeckten Kuppen herab, und ferne über dem Rhein tritt die langgestreckte Silhouette des Schwarzwaldes aus dem Dunst. Weit dehnt sich die Ebene mit lichtem Gebüsch im letzten Goldflitter des Herbstes, wir überspringen wohl hundert Gräben und Bäche, und manchmal geht es einen Steilhang hinab in ein ausgetrocknetes Flußbett und auf der andern Seite in drei, vier Galoppsprüngen wieder hinauf. Reiter sind eine seltene Erscheinung geworden auf den französischen Landstraßen - leider. Wenn wir durch ein Dorf oder eines der malerischen elsässischen Landstädtchen ziehen, laufen die Kinder nebenher, und die Erwachsenen treten auf die Straße und schauen uns verwundert nach. Viele dieser Kinder mögen zum erstenmal in ihrem Leben einen Reiter sehen, wie jenes kleine, kraushaarige Blondinchen an der Hand seiner Mutter, das ganz aufgeregt auf uns weist: «Lüeg, Mamme, die ressele ohni Wägele, si sitzed druff!» Ja, wir stechen die teuersten Mehrpferder aus, da flitzt manche glitzernde Limousine vorbei, niemand beachtet sie, und wäre es ein Rolls-Royce für hunderttausend Schweizer Franken. Manchem auch mögen wir mit unsern Pferden als ein Anachronismus vorkommen, den meisten aber erwecken wir Erinnerungen an schöne, alte Zeiten. Wir sind die letzten Ritter der Romantik; was nach uns kommt, ist hastende, seelenlose, lärmende Maschine und eine nivellierende, kulturlose, verjazzte Gleichschaltung.

Den Herren aus Mülhausen gefällt diese Reise zu Pferd so gut, daß sie beschließen, bis Colmar mitzukommen. In Colmar finden wir für unsere vier Rosse Quartier beim großen Transportunternehmen der Gebrüder Straumann. Dreißig große Lastwagenzüge besitzen die vier Brüder und sind doch Pferdemenschen, wie sie im Buche stehen. Zwei Pferde nur stehn noch in ihren Stallungen, wo früher 35 schwere Belgier standen — wie sehr hat sich über zwei Kriege alles gewandelt. Eine schöne Boxe voll Stroh erwartet meine «Providence», sehr zum Leidwesen eines braunen Stieres, der sonst dieses Quartier bewohnt und den die Knechte für diese Nacht in einen engen Verschlag führen, in einen auf dem Hofe stehenden Viehwagen-Anhänger. Dieser Stier von Colmar ist höchst entrüstet und schnaubt durch die Gucklöcher des Wagens und kann sich nicht entsinnen, was er verbrochen, daß man ihn so mir nichts, dir nichts in das enge Cachot wirft.

Colmar wurde zu Ende dieses letzten Krieges heftig und lange umkämpft. Die «Colmarer Tasche» war das letzte und zähste Widerstandsnest der Agressionsarmee, als sie von der siegreichen Allianz der freien Völker vom Boden Frankreichs hinweggefegt wurde. So mag sich

der Wanderer, den der Weg nach Colmar führt, wohl wundern, diese schöne altelsässische Stadt fast unversehrt wiederzufinden, ihre malerischen Gassen mit den romantischen Erkern und ehrwürdigen Zunfthäusern mit prächtig vergitterten Fenstern und Torbogen. Weltberühmt ist der Isenheimer Altar von Grünewald, und auch der Madonna im Rosenhag wirst du einen Besuch abstatten. Rings um den Kern der alten Stadt legt sich der Ring Neu-Colmars mit prächtigen Villenvierteln im Süden, mit rußigen Fabrikschlotten und Arbeitervierteln im Norden.



Wie die „Providence“ das schwarze Heer attackiert und in eilige Flucht schlägt
und wie sie flinke Schrittmacher bekommt über die goldenen Rebhügel von Epfig und Obernai

Nur ungern nehmen wir Abschied vom schönen, alten Colmar mit seinen malerischen Gassen, an denen sich mit Erkern und pittoresken Fenstergittern und hochgewölbten Toren die Bürgerhäuser zu Zeilen reihen. Auch die «Providence» wird nun wohl lange Zeit nicht mehr so weite Boxen finden, um sich auf weiches Stroh zu betten, und der dreizehntige, gemütliche Monsieur Louis, der Chef der Firma Straumann, hat am letzten Abend allerlei Bedenken, ob ich auch noch genügend Futter für sie auftreiben werde. Er will mir einen ganzen Sack Hafer mitgeben, aber wie sollte ich den transportieren, und irgendwie muß es schon gehen — à la guerre comme à la guerre. Ein alter Oldenburger Husar bringt mir noch einen «Cover protective individuel», den er irgendwo bei den amerikanischen Truppen ergatterte, eine Art riesiges Wachstuch, das man vor und hinter dem Sattel über das Pferd breiten kann, und da es regnet bei unserm Austritt aus der Stadt, will ich meine «Providence» damit bedecken.



Altes Haus in Obernai

Sie aber schnaubt und scheut und wehrt sich, und ich lege das Zeug wieder zusammen, und wir traben fürbaß auf der breiten Autostraße, die gegen Schlettstadt führt. Der alte Husar begleitet uns noch ein Stück auf seinem Rad und erzählt von seinem Leben, dem Leben eines Elsässers, wie vieler tausend anderer Elsässer. Denn du mußt wissen, lieber Leser, daß die Elsässer ihr besonders hartes Leben führen mußten die letzten Generationen. Da waren sie seit der Zeit des Sonnenkönigs Franzosen, «Français de pur sang, plus français que les Français» wie mir eine Wirtin am Weg versichert, und in kürzern oder längern Intervallen wurden sie in blutigen Kriegen «befreit», von den Deutschen, dann von den Franzosen, dann wieder von den Deutschen und jetzt wieder von den Franzosen, und niemand hat sie um ihre Meinung befragt. So zog unser Husar als deutscher Kavallerist 1914 in den Krieg wider sein altes Vaterland, dem sein Vater und Großvater dienten, dann wurde er Chasseur à cheval und zog 1939 gegen seinen frühern Kriegsherrn zu Feld, wurde 1941 zum Feldzug nach Rußland gepreßt und, mit knapper Not der Hölle von Krasnoje Selo entronnen, jetzt wieder französischer Reservist. Er ist pessimistisch, wie erstaunlich viele Elsässer glaubt er an den dritten Weltkrieg wie an ein unvermeidbares Verhängnis, und vor den Russen hat er Angst wie vor dem leibhaftigen Satan. Ich suche ihm erfolglos seinen Fatalismus auszureden, wie wir uns zu einem Abschiedstrunk bei der patriotischen Wirtin unter das regennasse Vordach stellen.

Sagenreich ist das Elsaß wie kaum ein anderes Land. Alle diese freundlichen Dörfer, durch die der Krieg so oft mit Sengen und Brennen zog, haben ihre geheimnisvollen Hintergassen, ihre legendenumspunnenen Brunnen, es gibt im Volksglauben noch Nixen und Zwerge und gutmütige und gefährliche Riesen und Lachgeister in den Hecken und verwünschte Burgen und Schlösser ohne Zahl und geheimnisvolle Waldlichtungen, wo schöne, goldlockige Hexen mit ihrem Lautenspiel den Wanderer locken, es gibt Pferdeschatten im Mondschein, die lautlos über die Felder traben und den finstern Mann mit dem Schlapphut, und weiße Schloßfrauen, die auf geborstenen Mauern klagen,

Sélestat — das alte Schlettstadt, durchreiten wir in einem Zuge, und nun hat der Regen nachgelassen, und bald bricht die Sonne durch den Dunst und läßt goldig das weite Land aufleuchten. Links die langgezogenen Vogesen mit ihren Burgen und Schlössern, fern über dem Rhein düster und traurig der Schwarzwald, hinter uns und vor uns diese weite, fruchtbare Ebene, die nun beginnt, zu sanften Rebenhügeln anzusteigen. Ja, das war immer ein «fetter Brocken», dieses Elsaß, und deshalb ein Zankapfel der zwei großen Völker beidseits des Rheins. Wie ein Garten wird es gepflegt, überall ackern die Bauern, mit Pferden und Stieren ziehen sie Furchen durch weite Felder, und selten sieht man einen Traktor. Wenn ganz Frankreich so arbeiten würde wie Elsaß und Lothringen, es wäre längst aus allen Schwierigkeiten heraus.

Die drei Schlösser von Ribeaupierre winken uns gleichsam zum Abschied, und von stolzer Höhe grüßt Hoh-Königsburg. Wilhelm II. ließ sie mit großen Kosten restaurieren und soll alle Jahre gerade einen Tag auf ihr gewellt, und mag oft seine begehrenden Blicke ins weite

Frankreich hinüber geworfen haben, und dort oben soll er, als der Krieg von 1914 seinen Lauf nahm, von seinem Gewissen gefoltert, den Ausspruch getan haben: «Das habe ich nicht gewollt.»

Wie ein böswilliger Kobold hat der Krieg gehaust, es gibt malerische Dörfer und Städtchen, die hat er kaum berührt, andere hat er dem Erdboden gleichgemacht. Wir sahen das zerstörte Ostheim, und die geborstenen Mauern von Guemar, und das malerische Riquewihr, und wieder verlassen wir nun die Straße und traben querfeldein, und «Providence» schnaubt und geht in den Zügel, und es gefällt ihr, auf diesem Teppich weicher Stoppelfelder weit auszuholen. Vor uns ein langes, schwarzes Feld, und wie wir heranrücken, erhebt sich ein Heer krächzender Raben, tausende, zehntausende, und zieht einen weiten Bogen und läßt sich weiter vorn auf die Äcker gleiten. «Providence» hat ihre Freude, sie erneut zu attackieren, und die Schwarzfräcke erheben lauten Protest mit ihrem Geschrei; aber stets setzen sie sich wieder vornehin, und wir haben unser vergnügliches Spiel mit ihrer Flucht bis an den Hang der Vogesen. Viele Hasen gehen vor uns auf, oft tritt sie «Providence» fast mit dem Fuß, so lange ducken sie sich hinter den letzten Kohl, dann aber hüpfen sie mit gestellten Ohren in gehetzten Sprüngen über die Felder, und «Providence» will ihnen nach, und wir sind merkwürdig schnell an den Rebhügeln von Epfig, das auf einem langgezogenen Kamme thront. Hier halten wir Mittagsrast bei einer freundlichen Wirtin mit einer noch freundlicheren Tochter, die «Providence» in den Stall geleitet. Sogar drei Kilo Hafer erhalten wir, wenn auch zu hohem Preis, für 180 französische Franken. Aber wir sind so froh darüber, daß wir das ohne mit der Wimper zu zucken bezahlen, und «Providence» putzt alles mit gutem Appetit hinunter. Zuerst das Pferd und dann der Reiter, das ist alter Kavaliersbrauch, und erst, wenn das Roß vor voller Krippe steht, soll sich der Reiter zu Tisch setzen.

Im alten Gasthof zu Epfig sitzen viele Leute, Reisende, deren Automobile draußen stehen, Bauern, die schnell ihren Schoppen trinken, Arbeiter, Lastwagenchauffeure, zwei Soldaten. Ihre Reden scheinen die politische Situation Frankreichs widerzuspiegeln. Ich brauche nicht lange zuzuhören, um sie nach Parteien zu klassieren. Die Reisenden, die Bauern, zwei Lastwagenchauffeure sind für de Gaulle, zwei Arbeiter und einer der Soldaten müssen enragierte Kommunisten sein und lassen sich durch keine Argumente niederschlagen, die andern scheinen irgendwie Attentisten oder vorsichtige Neutralisten. Siebzig Prozent im Elsaß seien für de Gaulle, erklärt mir der eine Lastwagenchauffeur, wogegen der eine Kommunist opponiert, sechzig seien es höchstens, und das Elsaß sei noch lange nicht Frankreich. Ob siebzig oder sechzig, ich weiß es nicht, jedenfalls sieht man in jeder kleinen Dorfpynte, in jedem Krämerladen, in jedem Hotel das Bild des Generals. Es hing auch wieder im Rathaus zu Mulhouse, zusammen mit demjenigen de Lattre de Tassignys.

(Anm. des Setzers: Französischer General und Oberkommandierender der 1. französischen Armee, die am Ende des Zweiten Weltkriegs Südwestdeutschland eroberte.)



Wie die „Providence“ unter die Zigeuner geht und Mühe hat, ein standesgemäßes Quartier zu finden, und wie sie mit dem kleinen Schimmel aus Sibirien Freundschaft schließt

Wir ziehen erst um drei Uhr nachmittags aus dem schmucken Dorf der Weinbauern zu Epfig, und auch die Lastwagenchauffeure haben es eilig, ihre verlorene Zeit aufzuholen, und die Reisenden drücken sich hinter die Volants ihrer Wagen und geben Gas. Wir aber und die Bauern mit ihren Stieren und Rossen haben die beschränkten Möglichkeiten alter Zeit, eine verplauderte Stunde einzubringen. So sind wir die letzten bei dem allgemeinen Aufbruch nach der eifrigen Diskussion pour et contre de Gaulle. Ist auch der Weg nicht mehr weit nach Obernai, so rückt doch die Jahreszeit die Nacht schon nahe, und nie soll man in fremdem Lande zu Pferd erst in der Dunkelheit Stallung und Quartier suchen. Wir werden das erfahren. Zwei Kilometer geht's zu Fuß von den Hügeln hinab, dann sitze ich auf, und «Providence» tänzelt über die weichen Brachfelder, die ein letztes Leuchten der Sonne küßt.

Vor uns wendet ein Pfluggespann mit Ochsen, und sie schnauben, wie «Providence» an sie herantritt, und der junge deutsche Kriegsgefangene dankt für die Zigarette, die ich ihm anbiete. Wir sitzen zusammen am hohen Bord der Straße, derweil die Stiere und «Providence» verwitterten und zähstieligen Klee abraufen und gedankenvoll kauen, und der junge Deutsche ist froh, mir sein Herz ausschütten zu können. Er ist ein Bauer aus dem Würzburger Land. Mit 17 Jahren haben sie ihn seiner Mutter weggeholt in den Krieg, als seine zwei Brüder längst in Rußland verschollen. «Der Vater ist gestorben, die Mutter ist allein, sie ist alt und gebrechlich, sie kann kaum mehr das halbe Gütchen besorgen. Vier Kühe mußte sie verkaufen, sie hat noch zwei.» Er ist durchgebrannt zu ihr. Drei Tage und drei Nächte ist er gelaufen, ohne einen Bissen zu essen. Welch ein Wiedersehen, und welch kurzes Wiedersehen nach langen Jahren. Acht Tage später haben sie ihn geholt und wieder ins Elsaß geschickt. Nun hat er unterschrieben für ein Jahr, dann darf er nach Hause. Ob die Mutter solange durchhält? Oh, wenn dieses Jahr nur schon um wäre. Er hat es gut hier, einen rechten Lohn und gutes Essen. Aber er hat Heimweh, und ein Jahr ist lang nach so vielen Jahren. Das letzte Jahr ist das längste. Ich suche ihn zu trösten. Hat er es nicht viel besser als viele Millionen seiner Kameraden, die irgendwo in Sibirien sind und kaum noch eine Hoffnung haben? «Ja, wir bezahlen für das, was wir den andern zugefügt haben», schließt er mit umflortem Blick, der weit hinüberschweift über den Rhein, wo irgendwo eine Mutter auf ihren letzten Sohn wartet!

Nicht alle sind so einsichtig wie dieser flaumbärtige Jüngling aus dem Würzburger Lande. Noch einmal halten wir bei einer Gruppe dieser Prisonniers de guerre. Welch eine Ironie, einige tragen die Buchstaben P.G. auf dem Kittel! Die Parteigenossen haben sich in Prisonniers de guerre verwandelt. Einer führt das Wort und bittere Klage. Die Franzosen seien schon recht, aber die Amerikaner und Russen, die machten das Land kaputt. Was sie denn arbeiten sollten, wenn sie endlich wieder keim könnten, und die Hälfte der Fabriken abmontiert, das halbe Land

weggenommen sei? Nun, darauf lässt sich einiges erwidern: ob denn die Deutschen meinten, alle paar Jahrzehnte ihre Nachbarn überfallen, ausrauben und ausrotten zu können ohne Vergeltung? Aber er sieht das nicht ein. Sie wollten doch besser sein, die andern, warum taten sie nun das gleiche? Man solle die Schuldigen bestrafen, aber nicht sie, die Wehrmacht, sie hätten nur ihre Pflicht erfüllt und getan, was ihnen befohlen. Gerade darum sei er hier, gebe ich ihm zurück, weil eben gerade der deutsche Soldat ein abschreckendes Beispiel sei für jenen Kadavergehorsam, der alles blindlings tue, das Gute und das Böse und jedes Verbrechen.

Das ist das Romantische an solcher Reise zu Pferd durch fremde Lande, dieses Einmalige, dieses erste und zugleich letzte Erleben einer Landschaft, eines Menschen. Man reitet über Felder und Wege und Straßen und Hügel, man durchstreift Wälder und Buschgebiete und Schluchten, die man nie zuvor im Leben betrat und nie wieder betreten wird. Nie vorher hieltest du neben diesem freundlichen alten Bauern, mit dem du nun zutraulich sprichst über den Lauf der Zeiten und nie wieder wirst du ihm begegnen. Keine Zeit bindet uns, kein Fahrplan, kein Programm zerhackt die Erlebnisse und die Stunden, du bist frei und Herr deiner Zeit und erwartungsvoll lässt du dein Roß dem nächsten Hügelkamm zutragen, neuen Ausblicken entgegen.

Der Abend sinkt schon herab, da wir am Waldsaum zwei Pferde weiden sehen und dahinter einen lotterigen Karren und am Feuer einige Gestalten, zwei Männer, eine Frau und drei kleine Kinder. Zigeuner. Die Pferde sind mager und struppig und filzig im Haar und kommen langsam herbeigezottelt und beschnupern sich mit «Providence», ich steige ab, und sie geht mit ihnen dem spärlichen Grase nach.



„Providence im niederelsässischen Quartier“

Die zwei Zigeuner sind sehr neugierig, woher ich komme, wohin ich gehe, das müsse viel Geld kosten, solche Reise, ob ich nicht Angst habe, so viel Geld auf mir zu tragen? Ob ich schon ein Nachtquartier habe, sie könnten mir eines zeigen. Ich danke für die Bereitwilligkeit und biete jedem einen meiner allerletzten Schweizer Stumpfen an, und meine letzte Schokolade erhalten die Kinder. Das macht sie gesprächig. Er habe sie nicht erwischt, le grand salaud, le buveur de sang, sie seien mit ihrem Karren nach dem Midi gezogen zu Pétain und dann ins Maquis. Aber viele von ihrer Sippe hätten sie geschnappt und verschleppt auf Nimmerwiedersehn. Ich muß eine gebratene Kartoffel kosten und einen Schluck von ihrem «Quetsch» nehmen, bevor ich gehe, meine «Providence» herbeizuholen.

Es ist nun finstere Nacht und immer noch sechs Kilometer bis nach Obernai. So gehe ich zu Fuß neben meinem Fuchs und muß ordentlich am Zügel zerrn, denn die Zigeunerweide gefiel «Providence». Die letzten fünf, sechs Kilometer sind die zähesten, und unerbittlich lange zögern die Kilometersteine, bis sie mit ihrer weißen Farbe aus der Nacht leuchten. Ich habe mein bewährtes Mittel von früheren Ritten her, einige Stück Zucker in der Tasche, bei jedem Kilometerstein bekommt sie einen, und wenn ich es vergesse, dann gibt sie mir mit der Nase unfehlbar einen Stoß in den Ellenbogen. Die weißen Steine in der Nacht bedeuten für ihr Schleckmaul einen weißen Zucker, und sie würde so weiterwandern bis zum frühen Morgen. Die Beleuchtung der kleinen Städte ist spärlich. Sie erscheinen in der Nacht alle düster und abweisend und unfreundlich, und oft sind die Straßen nach der Dunkelheit wie ausgestorben. So auch in diesem alten Obernai, über dessen holperiges Pflaster die Hufeisen der «Providence» klappern. In einer Pinte ist noch Licht, und ich klopfe an, und einige verwunderte Köpfe erscheinen am Fenster, und ich frage nach dem Hotel de la Gare, denn dort hat mir Monsieur Louis ein Quartier telephonisch bestellt. Aber dieses Hotel ist geschlossen, und auf vieles Klopfen erscheint eine alte Frau, die von allem nichts weiß und etwas mißtrauisch gleich die Türe wieder schließt. So stehn wir in der finstern Nacht, und «Providence» schnaubt entrüstet durch die Nüstern, denn sie sehnt sich nach einem Stall. Wir wollen eben wenden, da kommt eine Gestalt aus der Finsternis, ein junger Mann, total betrunken. «Une écurie? ô oui, donnez-moi votre cheval. Je m'en occuperai de votre cheval.» Aber ich bin nicht einverstanden und habe einige Mühe, den braven Citoyen abzuhängen. In einer Nebengasse ist noch ein erleuchtetes Fenster. Ein hübsches junges Mädchen erscheint und ist sehr dienstfertig. Sie begleitet mich durchs halbe Städtchen zu M. Wantz, einem Pferde- und Viehhändler. Bereitwillig bietet er Quartier für meine «Providence», fünf Pferde stehn in einem uralten Stall, ein deutscher Kriegsgefangener wird aus dem Gaden gepocht, er muß einen Stand freimachen, zwei kleine russische Beutepferde, von den Deutschen hier zurückgelassen, werden zusammengestellt, und «Providence» kommt neben einen kleinen langmähnigen Schimmel aus Sibirien, mit dem sie rasch die beste Freundschaft schließt. Das halbe Heu, das ihr der PG steckt, schiebt sie großzügig dem kleinen Schimmel hinüber.



Wie die «Providence» über die berühmte Zaberner Steige nach dem alten Pfalzburg zieht,
und wie die schöne Jüdin am deutschen Tor sie zu Gaste lädt und
welch illustre Gesellschaft wir im «Roten Ochsen» finden

Wie viel freundlicher sehen diese kleinen niederelsässischen Städtchen aus am frühen Morgen, wenn die ersten Sonnenstrahlen ihre altersgrauen Mauern küssen und wie heimelig ist dieses alte Obernai, das uns gestern Nacht so düster und unheimlich und abweisend erschien. Es hat noch seine alten Gassen und seine Remparts mit Festungsgraben und Mauern und seine Kirchen und weiten Plätze und öffentlichen Brunnen, und der Krieg scheint an seinen Toren mit leisem Schritt vorübergeschlichen zu sein. Es hat noch sein Storchennest auf mehr als einem hohen First, und es hat seine malerischen Hinterhöfe, wo Hühner und Kaninchen und Gänse und Enten und viele Katzen ihr herrliches Revier haben mitten im ländlichen Städtchen. Wir sind gestern noch lange zusammengesessen und haben mit M. Wantz gar manches diskutiert und politisiert, und er bestätigte mir, was mir schon viele Bauern sagten: mit den deutschen Kriegsgefangenen als Arbeitskräften sind sie ausgezeichnet zufrieden. Was befohlen werde, führten sie mit Pünktlichkeit aus, man könne ihnen Haus und Hof ruhig ein, zwei Tage überlassen, und wenn man zurückkomme, sei alle aufgegebenen Arbeit sauber verrichtet, Roß und Vieh wohlgepflegt, und es werde für die Landwirtschaft Frankreichs ein schweres Problem sein, die sechsmalshunderttausend PG's zu ersetzen, wenn sie nun innert Jahresfrist entlassen würden.

Diesen deutschen PG's nicht so wohlgesinnt ist der alte Photograph von Obernai. Das sei das Schlimme und Unheimliche an dieser Nation, daß sie einzeln und für sich liebenswerte und anständige Mitmenschen seien, arbeitswillig, treu, nüchtern, gutmütig, sogar großzügig und friedlich, ja, daß sie meist alle Eigenschaften eines guten Bürgers besäßen, stecke man sie aber in eine Uniform und stelle sie in Reih' und Glied und einen Feldwebel mit aufgewirbeltem Schnauz à la Guillaume II vor sie hin, dann seien sie wie ausgewechselt, und wenn sie eine Trommel rühren hörten und Marschmusik, ließen sie sich zu jeder Schandtats begeistern. Die Deutschen müßten nun einmal unten durch, hundert Jahre lang, das dauere Generationen, bis man ihnen den Kommissar aus den Knochen bringe. Nun, unser 70 Jahre alte Photograph hat allen Anlaß zu seinem unerbittlichen Urteil. Auch er, ein alter Mann mit silberweißem Haar, wurde verschleppt und ist in einem Konzentrationslager fast verhungert — keine acht Tage würde er es zuletzt noch ausgehalten haben, wären nicht die Amerikaner gekommen, versichert er mir.

Unten durch müssen sie, diese Deutschen, aber ob das wirklich ihren Sinn ändert, muß wohl sehr bezweifelt werden. Das zeigt sich gerade wieder hier, als ich am frühen Morgen meine «Providence» marschbereit mache und mir der eine der zwei Deutschen hilft beim Mantelaufpacken. Ihnen gehe es jetzt schlecht, nicht hier in Frankreich, zu Hause. Die Geschichte sei aber noch nicht fertig. Sie kämen schon noch hintereinander, diese Yankees

und Iwane, und dann werde man froh sein, ihnen wieder Waffen zu geben, um diese Russen zum Laufen zu bringen, bis weit in ihre Steppen, wo sie hergekommen seien und wieder hingehörten. Viele, ja die überwiegende Mehrzahl der deutschen Kriegsgefangenen, rechnen mit einem nächsten, mit einem baldigen Krieg. Jedenfalls hat sie die Niederlage und die Demütigung, die Russen an der Elbe zu sehen, zu allem andern gemacht, als zu friedliebenden Pazifisten.

Kaum gekannt, gemieden! Das gilt auf dieser Reise auch für meine «Providence», und so muß sie von dem kleinen sibirischen Schimmel Abschied nehmen, und er wiehert ihr noch lange nach, wie wir im Hofe aufsatteln und aus dem Tore schreiten. Es ist ein herrlicher Morgen, und wir traben querfeldein und überlassen den Motorisierten die spiegelglatte Asphaltstraße, die gegen Molsheim führt. Straßburg lassen wir diesmal rechts liegen, wir kennen es von vielen früheren Reisen; wir wissen, daß sein herrliches Münster noch steht, wie durch ein Wunder, denn ringsum liegt gar manches in Trümmern, auch das alte Gasthaus zum Kammerzell kennen wir, wo man gut und teuer ißt. So kommen wir nun doch nicht nach Sesenheim, wo Goethe seine Friederike Brion treulos sitzen ließ, denn unser Freund Merckling schrieb uns: «Dieses Dorf wird nur noch von literarischen Nachlaßhyänen besucht und bietet wirklich nicht viel Sehenswertes.»

Ein mächtiges, halb zerstörtes Tor mit romanischem Bogen und überlebensgroßer Figur des heiligen Johannes, dahinter ein verwildeter, riesiger Park, ein verlassenes Schloß, die Freitreppe von Unkraut überwuchert, die silbergrauen Jalousien in den Angeln hängend, die großen Bogenfenster erblindet und zersplittert — das Schloß von Saint-Jean, einst Sitz der Grafen von Molsheim, verlassen, verwittert, zerbröckelnd im Sturm der Zeiten, stummer Zeuge von der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Nur die Dépendence- und Stallgebäude seitwärts sind von armen Leuten bewohnt und einige alte Frauen betrachten verwundert, wie stolz und selbstbewußt die «Providence» durch diese herabgestürzten Herrlichkeiten längst entschwundener feudaler Epochen schreitet.

Und wieder ein Schloß, in einem wohlgepflegten prächtigen Park mit Teichen und Fischenzen und kleinen Amortempelchen und Glorietten — der Sitz eines Grand-Seigneurs unserer Zeit, eines Industrieritters, des kürzlich verstorbenen Automobilfabrikanten Bugatti. Daneben die mächtige Fabrik, der Hof überstellt mit Automobilen und Omnibussen, neuen und reparaturbedürftigen, ein vielbeschäftigtes hämmerndes Zentrum des modernen Verkehrs gleich neben der alten, mauerbewehrten kleinen Stadt.

Nach Soultz-les-Bains traben wir in einem Zuge. Dieses alte Bad soll von einer Kuh entdeckt worden sein, so berichtet die Volkssage. Als einst im frühen Mittelalter ein großes Viehsterben durch das Elsaß ging, da starben auch alle Kühe von Molsheim und Sulz bis auf eine, die besonders gut gedieh und deren strotzende Euter Milch genug gaben für die halb verhungerten Kinder. Und als man ihr nachging, gewährte man, daß sie immer die saftigsten Kräuter bei einer unterirdischen Quelle fraß — so wurde das Sulzer Bad entdeckt, weltberühmt seit alten Zeiten.

Wieder geht es über herrliche Felder, sanfte Hügelwellen hinan und hinab, und «Providence» springt willig über die Wassergräben und Hecken, die die Felder umzäunen und eine Stunde nach Mittag ziehen wir in die Mauern des alten Zabern — nach Saverne. Ein uralter Gasthof mitten im Städtchen gibt uns Mittagrast, und wir sehen uns nachher kurz um in diesem Saverne, das in die Geschichte einging durch einen dummen, jungen, preußischen Leutnant, der die Elsässer samt und sonders als «Waggis» beschimpfte. 1913 war's und ist als «Affäre Reuter» bekannt, denn der damalige Oberst des 99. deutschen Regiments mußte dieses in Gefechtsstellung gehen lassen gegen die von allen Seiten anrückenden Elsässer, die sich bis nach Colmar und Mülhausen zu einem Marsch nach Zabern rüsteten, und der deutsche Kronprinz gab der Sache internationalen Auftrieb, indem er die Dummheit des jungen Leutnants dublierte und dem Obersten Reuter telegraphierte: «Nur immer feste druff!»

Nur immer feste druff! Nach diesem kronprinzlichen Rezept gingen sie in den Krieg von 1914 und von 1939, und nun ist es voraussichtlich für hundert Jahre vorbei mit ihrem «feste druff». Die andern gingen dann «feste druff», auf den alles bedrohenden deutschen Militarismus, und was heute noch an Deutschen in Saverne und Elsaß-Lothringen und im weiten Frankreich anzutreffen ist, trägt das PG auf dem Buckel. In den Wäldern und Gebüsch und an den Wegkreuzungen manches Dorfes rosten noch die gewaltigen Tanks und die Flabgeschütze und Kanonen und die Tigerpanzer, zerschmettert und zerrissen von der Wut der freiheitsliebenden Völker, die sie schon damals herausgefordert haben mit ihrem echt preußischen «nur immer feste druff ».

Golden leuchten die Laubwälder der berühmten Zaberner Steige, wie wir ihre vielen Kehlen bergan ziehen. Sie war von altersher eine der großen Heerstraßen, die von Frankreich nach Deutschland führen, über sie zogen die napoleonischen Heere nach dem glorreichen Austerlitz und in den kalten russischen Tod von 1812, und wie viele Hunderttausende mit Roß und Troß und Wagen mögen seit der Zeit der Römer und Gallier und bis in die Tage dieses letzten Krieges über diese Bergstraße hinauf nach Pfalzburg und hinunter nach Saverne gezogen sein. Heute ist es eine breite, wohlgepflegte Autostraße, die in großen Schleifen gleichmäßig ansteigt und nur noch auf kurze Strecken das alte Trasse beibehält. Man sieht noch die Spuren der vier Hufeisen im Felsen, vom Roß des lothringischen Prinzen Karl, der hier nach der Volkssage über einen 50 Fuß hohen Felsen hinaussprang, ohne Schaden zu nehmen, was wir Berner wenigstens durchaus glaubhaft finden, kündet doch eine Tafel an der Brüstung unserer Plattform: «Als von dannen Herr Theobald Weinzäpfli den 25. May 1654 von einem Pferd hinunter gestürzt worden und hernach, nachdem er 30 Jahr der Kirchen zu Kertzers als Pfarrer vorgestanden, ist er den 25. November 1694 in einem hohen Alter seeliglich gestorben.» Und von unserer Münsterplattform geht es 50 Meter tief hinunter und nicht nur 50 Fuß.

Hat man die Zaberner Steige erklommen, dann führt die Straße fast eben hin zwischen tiefen Wäldern zu einer Straßengabel, an der noch heute deutsche Kanonen und Flab-Geschütze liegen. All diese Wracks des Krieges wegzuschaffen, wird in Frankreich noch viel Zeit erfordern, versichert uns ein alter Bauer.

Nun kommen wir zu einer alten Stadt, die wir noch nie gesehen haben und die wir so gut kennen wie unser altes Bern, jede Gasse, jedes Tor — nach den berühmten Erzählungen Erckmann-Chatrians, der Lothringer Schriftsteller, die Elsaß-Lothringen so viel bedeuten wie uns Jeremias Gotthelf. Erckmann soll sie geschrieben, Chatrian sie entworfen und verlegt haben, diese berühmten Geschichten aus der Zeit der Französischen Revolution, des «Premier Empire», der Restauration, die «Geschichte eines Bauern von 1789», «Madame Therese», «Die Konskription von 1813», «Die Belagerung von Pfalzburg» und andere. Sie sind so gegenwartsnah, so plastisch, so intim gezeichnet, daß wir Ort und Menschen vor uns sehen, wie wir jetzt über Vierwinden gegen das deutsche Tor reiten.

Pfalzburg ist noch fast ganz erhalten wie zur Zeit der Könige. Zwei gewaltige, befestigte Tore geben Eingang zur Stadt, von Vauban erbaut, das deutsche Tor gegen Osten, das französische Tor gegen Westen. Es ist schon Nacht, als die Hufe der «Providence» unter dem gewaltigen Torbogen klappern, und wie wir einen alten Mann nach einem Stall fragen, weist er uns rechts die erste Gasse nach dem deutschen Tor hinunter, dort habe es noch viele Stallungen. Ein schönes, junges, schwarzlockiges Mädchen schaut aus dem Parterrefenster eines vornehmen Hauses, und als wir unsere Frage nach einem Stalle an sie richten, sagt sie gleich zu: «Nous avons une écurie, entrez dans la cour, m'sieur.» Das schöne Mädchen ist die Tochter eines der Pferdehändler Levy von Pfalzburg, und «Providence» darf einen breiten Stand beziehen. Ein alter Knecht gibt ihr eine gute Streue und einen Barren voll duftenden Heus, und sie ist wohl aufgehoben. Ich finde Quartier im «Hotel de Strasbourg», dieser Name ist aus neuerer Zeit, der Gasthof aber ist sehr alt, war früher viel größer und hieß «Der rote Ochsen». Heute ist das halbe Gebäude in Wohnungen umgewandelt, der Hof ist durch eine Mauer in zwei Höfe getrennt, aber man erkennt noch sehr wohl den alten «Roten Ochsen», wie ihn Erckmann aus der Zeit der Revolution und des Kaiserreiches beschreibt: «Von unserm Hause aus konnte man alle die Prinzen, die Gesandten und Generale bald zu Pferd, bald in Kaleschen oder Reisewagen, in gestickten Fräcken und Federhüten, oder in Pelzröcken und mit Orden aller Länder ankommen sehen, und von unserm Fenster aus sah man auf der Landstraße die Kuriere und Stafetten, die langen Züge von Pulverwägen mit Kugeln und Granaten, von Kanonen und Protzkarren, von Infanterie und Kavallerie vorüberkommen. Der Gastwirt Georges erwarb sich in fünf oder sechs Jahren ein Vermögen, alle diese Leute aus Deutschland, der Schweiz, Rußland, Polen und weiß Gott woher, sahen nicht auf ein Paar Hände voll Gold, es waren lauter vornehme Leute und machten sich eine Ehre daraus, etwas draufgehen zu lassen. In der Gaststube im Erdgeschoß sah man hinter all den hohen Fenstern nur lange Tafeln mit großen, weißen Tischtüchern, mit blinkenden, silbernen Bestecken, die Tische brachen fast unter der Last von Wildpret, Fischen und andern Leckerbissen. Im großen Hofe aber hörte man das Wiehern der Pferde, das Geschrei der Postillons, das Lachen der Mägde und das Rollen der Fuhrwerke, die im Ankommen oder Abgehen durch den großen, gewölbten Durchgang fuhren. Ja, dem Gasthaus „Zum roten Ochsen“ wird es seiner Lebtag nie wieder so gut gehen!

Beim Nachtessen sitzt ein Kaufmann aus Paris mit mir am Tisch, und wir sind bald im Gespräch. Wenn zwei sich in Frankreich treffen, die sich vorher nicht kannten, dann dreht sich dieses Gespräch meist um Politik und Wirtschaft, und ist man als Fremdling im Lande Partner an diesem Gespräch, dann beschränkt man sich besser auf wenige Einwendungen und hört zu. Am heutigen Regime in Frankreich läßt der Kaufmann aus Paris keinen guten Faden. Frankreich werde seit siebzig Jahren «entnationalisiert», der französischen Jugend würden schon in der Schule alle Ideale genommen, die Minister und Abgeordneten seien politische Spekulant und Hasardeure, die den Staat ausraubten und nur auf ihren Nutzen sähen. Man müsse diese Députés sehen in ihren nickelglitzernden amerikanischen Protzlimousinen, derweil die französische Automobilindustrie noch arg darniederliege, sich kaum der fremden Konkurrenz erwehren könne und bald vor die Hunde gehen werde. Früher seien die Bauern Frankreichs nationaler Nährboden gewesen, heute sei das flache Land entvölkert, und die noch verbliebenen Bauern seien Inflationshyänen geworden. Von den mehr als achthundert Milliarden Papiergeldumlauf hätten die französischen Bauern die Hälfte im Strumpf. Der große Kladderadatsch werde kommen, und zwar bald — vous verrez! Mir will scheinen, dieser Kaufmann aus Paris male denn doch ein allzu düsteres Bild. Aber er läßt meine Einwände nicht gelten. Er scheint Gaullist, vielleicht gar Royalist zu sein, obgleich er sich nicht klar dazu bekennt. Aber diese Glocke hörten wir schon anderwärts läuten.



Wie die „Providence“ nur ungern Abschied nimmt von Pfalzburg,
und wie sie mit einem Lothringer Sturm Bekanntschaft macht
und das alte Schwamm-Männlein von Saint-Jean uns aus den Stiefeln hilft

Wir sind nur wenige Gäste in dem alten Gasthof «Zum roten Ochsen» in Pfalzburg, und wir bezahlen nicht mit klingendem Golde, sondern mit einem lumpigen Papiergeld, das immer schlechter wird; aber wir sind sehr gut aufgehoben, und die jungen Wirtsleute haben ihre besondere Freude daran, einmal wieder einen Gast aus der Schweiz bewirten zu können, denn dies sei seit ihrem Besinnen nie mehr der Fall gewesen, vielleicht nicht mehr seit der Zeit, da Erckmann seine Geschichte schrieb.

So verbringen wir einen letzten, sonnigen Spätherbstsonntag in diesem alten Pfalzburg, das wir seit langem schon Gasse um Gasse im Geist durchwandert haben. Wir sehen das massige französische Tor, durch das Napoleon in der Nacht des 10. Mai 1812 zu seiner großen Armee fuhr. «Mitten in der Dämmerung sahen wir unter dem französischen Tor in scharfem Trab etwa hundert Dragoner herankommen, von denen mehrere Fackeln trugen; sie ritten mit donnerndem Hufschlag und Stampfen daher; ihre Lichter warfen einen wahren Flammenschein auf die Fassaden der Häuser, und aus allen Fenstern erscholl der nimmer enden wollende Ruf: ‚Vive l'empereur! Vive l'empereur!‘ Ich betrachtete mir gerade den Reisewagen, den die Dragoner eskortierten, als ein Pferd gegen den Pfosten des Schlächters Klein rannte, woran man sonst die Ochsen band. Der Dragoner stürzte wie vom Himmel herab und lag mit ausgespreizten Beinen, den Helm in der Gosse, da: und beinahe alsbald bog sich ein Kopf aus dem Wagen, um zu sehen, was da vorging, ein großer, bleicher und dicker Kopf mit einem Haarbüschel über die Stirn — es war Napoleon; er hielt die Hand aufgehoben, als ob er eine Prise Tabak nehmen wollte, und äußerte barsch einige Worte. Der Offizier, welcher neben dem Wagenschlag ritt, neigte sich hinab, um ihm zu antworten. Er nahm seine Prise und bog um die Ecke, während das Vivatgeschrei sich verdoppelte und die Kanonen von den Bastionen donnerten.»

Wir sehen das Haus des alten Uhrmachers Melchior Gulden, der ein weiser und friedfertiger Phantast und Pazifist in jener kriegerschsten aller Zeiten war. Die alte Holzterpe in der Mairie steigen wir hinan; es ist noch dieselbe wie damals, im Jahre 1813, als die Rekruten zur Konskription in den ersten Stock beordert wurden. Wir sehen den alten Sergeanten Trubert, wie er während der Belagerung von Pfalzburg einen tollkühnen Ausfall gegen die Kosaken macht, weil sie die Schnapsfässer des Händlers Moses auf der Zaberger Steige erbeutet hatten. Wir kennen die Geschichte des Fouriers Poitevin, der immer leicht beduselt und doch ein heller Kopf war. Und wir hören die berühmte Rede des Advokaten Burguet vor dem Kriegstribunal, dem er einen jungen Deserteur entreißt. Den Oberst Zapfel und den Kapitän Florentin mit ihren Dreispitzhüten sehen wir über die alten Bastionen schreiten, von denen man weit hinausblickt in eines schönes, nun wieder freies Land, und wieder ist es Herbst und November, und die letzten

goldenen Blätter fallen raschelnd in die tiefen Festungsgräben wie damals in jenem schicksalsschweren November 1812: «In wenigen Tagen war alles Laub abgefallen, und der Boden steinhart gefroren», als ganz Frankreich bange auf Nachrichten aus Rußland wartete. Die Mairie birgt ein kleines Museum, und sein Konservator führt mich bereitwillig herum. Ein Zimmer ist Erckmann und Chatrian zum Gedenken eingerichtet. Den einfachen Schreibtisch Erckmanns sehen wir mit einem Dutzend seiner Tabakpfeifen und, daß die Gestalten seiner Geschichten nicht Produkte seiner Phantasie waren, sondern wirklich hier in diesem alten Städtchen lebten und wirkten, bezeugen viele alte Dokumente mit uralten Siegeln, das Advokatenpatent Burguets aus der Zeit des sechzehnten Ludwig, und die Bestallung des Weibels Harmantier, und das Brevet des Stadtsergeanten Keltz. Erckmann war ein Deutsch-Lothringer und Franzose von Geburt und seiner Lebtage ein feuriger Patriot, Pazifist und Weltbürger zugleich, und als guter Franzose ist er gestorben. Als 1871 Pfalzburg an Deutschland fiel, zog Chatrian nach Paris, Erckmann nach Saint-Die in den französischen Vogesen, und nie mehr betrat er das deutsch gewordene Pfalzburg. Oft soll er stundenlang die Engpässe sehnsuchtsvoll betrachtet haben, die in seine alte Heimat führten, aber er erlebte es nicht mehr, daß die Trikolore wieder auf der alten Mairie von Pfalzburg flatterte.

Französische Garnison, deutsche Garnison, wiederum französische und wiederum deutsche und nochmals französische Garnison und dann ein letztes Mal eine deutsche Besatzung in diesem Krieg — ist heute Pfalzburg eine stille, weltentlegene Stadt geworden, mit dem Charme vieler französischer Provinzstädte, deren große Zeit der Geschichte angehört. Die riesige Kaserne Vaubans steht leer, englische Anschriften deuten auf die Liberation durch die Amerikaner hin, die die letzte Besatzung des alten Pfalzburg stellten.



Rostender Krieg

Die gewaltigen Bastionen aus der Zeit des Sonnenkönigs bilden mit ihren uralten Bäumen eine prächtige Promenade rings um die Stadt.

Am deutschen Tor, durch das im Laufe der Zeiten so viele prominente Gäste aus aller Welt in stolzen Karossen und rumpelnden Postkutschen fuhren, erinnert eine Marmortafel nur an einen dieser Gäste, an einen Deutschen, den größten Deutschen aller Zeiten, den Dichterfürsten Wolfgang Goethe. Am 23. Juni 1770 hat er einen Tag in Pfalzburg geweiht, mit 21 Jahren, und die Welt wußte noch nichts von ihm. Daß diese in ihrer Gesinnung so urfranzösische Stadt dem Wanderer gleichsam zum Gruß den Namen des größten deutschen Dichters entbietet, muß seine Bedeutung haben, und uns will scheinen, daß die Pfalzbürger damit nicht den Deutschen, sondern den Weltbürger Goethe ehren und daß ihnen sein flüchtiger Besuch mehr bedeutet als der des großen Korsen, an den keine Tafel erinnert am französischen Tor.

Nördlich vom deutschen Tor treffen wir auf einen alten Mann, der an diesem Sonntag eifrig etwas wäscht, das von ferne aussieht wie viele kleine Lappen. Er hat zwischen die alten Bäume der Bastion Seile gespannt, und nun sehen wir, daß er Kuhschwänze wäscht und trocknet. Er sei ein alter Invalid, für diese Kuhschwänze müsse er 10 Francs pro Stück bezahlen, 20 erhalte er, wenn er sie sauber gewaschen abliefere. Früher, vor dem Krieg, habe er die Kuhschwänze umsonst bekommen, jetzt gebe es nichts mehr umsonst, plaudert er, das Leben werde eben immer schwerer, er sei froh, daß er so alt sei und bald abfahren könne.

Pfalzburg hat seinen beiden berühmten Schriftstellern Erckmann und Chatrian ein Denkmal gesetzt; es steht kaum 10 Schritt vom ehemaligen «Roten Ochsen». Auf dem Hauptplatz aber steht das Denkmal eines andern Pfalzburgers, des Bürgers Mouton, von Napoleons Gnaden Graf von Lobau, Marschall von Frankreich und Pair des Empire und auch des Königreiches der Restauration. Sein Lebensweg führte über die berühmtesten Napoleonschen Schlachtfelder von Spanien bis Moskau und bis Waterloo. «Mon Mouton est un lion», pflegte der größte Feldherr aller Zeiten von seinem Pfalzbürger Marschall zu sagen, und nun blickt dieser Pfalzbürger über den großen Platz hinüber zur Kathedrale, unbeweglich und stumm, ein erstarres Bild kriegerischen Ruhms. Die Deutschen wollten ihn entfernen, wie die Generale Rapp in Colmar und Kleber in Straßburg; aber sie kamen nicht mehr dazu — die Tanks des Generals Leclerc waren schneller.

War dieser Pfalzbürger Sonntag der letzte leuchtende Herbsttag im November? Wie wir uns frühmorgens bereitmachen, fegt ein Sturmwind mit Regen durch die altersgrauen Gassen, und die «Providence» ist höchst unwillig, als wir aus dem französischen Tor traben, und gegen Mittelbronn zu sind wir schon naß bis auf den letzten Faden. Solchen Sturm habe ich noch selten erlebt, er nimmt uns den Atem vom Munde, und «Providence» ist so wütend, daß sie einigemal versucht kehrtzumachen und gegen den Wind schlägt. Ich sitze ab und gehe neben ihr her und spreche ihr zu « en avant, ma chère ». Meine neuen Veltheimer Stiefel sind absolut

wasserdicht, aber das nützt nichts mehr, das Wasser rinnt von oben hinein, der Mantel flattert wie eine Fahne im Sturm, ich fühle, wie sich meine Stiefel bis obenhin mit Wasser füllen, und nichts ist schlimmer als das. Bei einer Garage stellen wir kurz unter, und der Garagier rät uns, nach Pfalzburg zurückzukehren. Das sei einer der berühmtesten Winterstürme der lothringischen Hochebene, seit Jahrhunderten gefürchtet, da jage man keinen Hund vor die Türe. Aber uns gäbe es nun das Puntenöri nicht zu, die fünf Kilometer zurück wieder nach Pfalzburg zu laufen; länger in der kalten Garage zu halten, hat auch seine Tücken, also vorwärts, und die «Providence» scheint es begriffen zu haben und schreitet nun mit einer löblichen Wurstigkeit gegen diesen Lothringer Sturmangriff. Nur über die wenigen Automobile ist sie wütend, wenn sie uns begegnen und überholen, mehrmals schlägt sie gegen sie aus, wahrscheinlich neidet sie ihnen die Schnelligkeit, mit der sie über den plätschernden Asphalt flitzen und uns bis zu Hut- und Sattelrand bespritzen. Läßt der Sturm nur etwas nach, dann fletscht der Regen um so stärker herab. Da wir so wenig guter Laune durch den Sturm trotten, kommt von einem Seitenwege her eine kleine schwarze Gestalt aus den Feldern und gesellt sich zu uns, ein riesiger schwarzer Schlapphut ist durch den Regen so herabgebogen, daß er nur einen grauen Spitzbart sehen läßt; des Männchens Pelerine hängt wie ein Sack herab, und seine Hosen flutschen um die Beine wie Fegelumpen. Das Männlein sagt, weiter vorne sei eine Pinte, dort könnten wir unterstehen und etwas Warmes bekommen. Ob auch ein Stall sei bei der Pinte, frage ich, sonst nütze sie mir nichts, denn ich gehe nicht allein unter Dach ohne mein Roß. O ja, ein Stall werde schon sein, erwidert das Männlein, «je crois bien», dann nimmt der Sturmwind ihm alles weitere frisch vom Schnauzbart weg, und ich kann nichts mehr verstehen, obgleich es spricht und gestikuliert. Aber es ist noch ordentlich weit zur Pinte von Saint-Jean, und es geht ab der Straße durch fußtiefen Kot bis dorthin. Der Wirt will erst nichts von einem Stall wissen, aber ich sage ihm, er solle keine Flausen machen, er habe einen Stall. Natürlich habe er einen Stall, aber alles sei besetzt. Da kommt mir das Regenmännlein zu Hilfe, und wir können den Wirt bewegen, seine Kühe etwas näher zusammenzurücken, und «Providence » hat es sehr eilig, in den warmen Stall und ab dem Sturmwind zu kommen. Sogar Heu gibt nun der Wirt her, und zwei Rationen Hafer habe ich immer auf dem Sattel, so wäre meine «Providence» wieder einmal versorgt. Wie ich in die Pinte trete, hat das alte Männlein schon Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und den Schlapphut und Mantel zum Trocknen aufgehängt und wärmt seine Finger am Ofen. Es rät mir, die Stiefel auszuziehen, aber ich zögere, denn wie komme ich nachher wieder hinein? Stiefel haben die schlechte Gewohnheit, sich beim Regen zu verengern, die Beinkleider die gegenteilige, sich aufzuplustern wie Truthähne. Aber das Männlein mit dem silberweißen Haar ergreift schon mein linkes Bein und erweist sich als guter Stiefelzieher. Es gibt nicht lugg, bis es mitsamt dem Stiefel auf dem Rücken liegt und einen Gutsch Wasser obendrein abbekommt, denn mindestens einen Liter kann ich aus jedem Stiefel, wie ich sie umdrehe, herausschütteln. Dafür lade ich das alte Männlein zu einem Glase Wein ein. Ausgerechnet heute sei es auf der Schwammsuche, erzählt es, denn es sei ein alter Apotheker von Zabern, habe das Geschäft seinem Sohne übergeben schon vor dem Kriege,

und trotzdem es zwei Häuser besitze in Saverne, könne es von seinen Renten nicht mehr leben. So gehe es alle Wochen zweimal schwammerln. Das Billett von Saverne hierher mit dem Bus kostet 50 Franken, wenn es fleißig suche den ganzen Tag, könne es für 500 Franken Schwämme heimbringen. Heute aber nicht. Es sei schon nach einer Stunde fast im Regen ertrunken und sei froh gewesen, als es mich erblickt habe. Denn es sei schon alt, fünfundsiebzig. Wir sind bald die besten Freunde. Auch dieses Männlein war einst ein schmucker Husar, ein deutscher Husar, ein roter Husar, das sei das Nobelpste gewesen, zu dem es unter Guillaume II. ein Lothringer habe bringen können. Für meine «Providence», für Sattel, Zaumzeug und Saccochen hat das Schwamm-Männlein ein reges Interesse, wie es mir nachher hilft, Marschbereitschaft zu erstellen, um die letzten 14 Kilometer durch den flutschenden Regen nach Saaburg anzutreten.

Wenn ich wieder einmal in die Gegend komme, dann müsse ich unbedingt bei ihm Einkehr halten in Saverne. Das sei eine gar interessante alte Stadt und bei kurzer Mittagsrast hätte ich lange nicht alle Sehenswürdigkeiten beachten können. Mindestens zwei Tage müsse ich dann bleiben, meint das Schwamm-Männlein, und ich muß ihm jedenfalls meinen Besuch versprechen. Auch der Wirt ist jetzt wie ein umgekehrter Handschuh, ich solle doch mal im Sommer nach Lothringen kommen, da sei es herrlich, oder im Herbst, dann möchte er mit mir auf die Jagd gehen, Hasen habe es hier und Wildenten, und in den Wäldern streife noch der Hirsch. Leider muß ich ihn enttäuschen. Ich sei nicht Jäger, und auf einen Hirsch zu schießen, das brachte ich schon gar nicht über mich. Darüber wundert sich der Wirt sehr, doch das Schwamm-Männlein strahlt mich an, nun sei ich ihm noch viel lieber, es sei auch ein großer Tierfreund, und jedesmal, wenn beim Schwammsuchen ein Hase vor ihm hochgehe, habe es seine Freude, Hasenpfeffer allerdings liebe es, das müsse es bei aller Tierfreundlichkeit gestehn. Eigentlich müßte es als Tierfreund Vegetarier werden, hänsle ich, aber das Schwamm-Männlein hat stichhaltige Gründe gegen die Zumutung. Gerade der Tierfreund könne das nicht wünschen, so sehr er die Überzeugung der Vegetarier hochachte. Wenn aber alle Welt Vegetarier würde, dann wäre dies eine Katastrophe für die Tierwelt, für die Haustiere vorab. Man müßte das ganze Land in einen Gemüsegarten wandeln, um die Menschen zu ernähren. Die Schweine, Kaninchen, Schafe würden verschwinden, das Großvieh und alle andern Haustiere müßte man im Bestande dezimieren — «ah, non alors!» Die Tiere gut behandeln zu ihrer Lebzeit und dann rasch und möglichst human töten, mehr könne auch der größte Tierfreund nicht verlangen. Die Welt sei eben so eingerichtet, daß immer eines das andere auffressen müsse, also gar nicht human, noch kein Pfarrer habe ihm das Gegenteil beweisen können!



Wie die «Providence» dem alten Hexlein von Brouviller die Bürde trägt und der Kellner von
Saarburg schrecklich auf unsern Koffer schimpft, und wie wir die Fête
de l'Armistice feiern und der Clairon-Trompeter in ein schreckliches Loch fällt

Das Schwamm-Männlein und der Wirt der Pinte zu Saint-Jean winken uns noch lange nach, wie wir durch Regen und fußtiefen Kot zur Hauptstraße hinüberstreben, und ich ziehe vor, neben der «Providence» zu Fuß zu gehen, und sie ist jetzt schon das Hudelwetter gewohnt, und guter Dinge schreitet sie rasch aus, so daß ich Mühe habe, ihr an der Seite zu bleiben. Die Landstraße ist wie ausgestorben, und wir scheinen ganz allein mit dem schrecklichen Wüten der Natur, denn kaum haben wir 300 Schritte hinter uns, erhebt sich wieder der Sturm, und stärker als zuvor. Aber mein Fuchs läßt sich nicht entmutigen, er spürt den reichlichen Hafer und ich den Wein im Blute, so singe ich alle Soldaten- und Lumpenliedli herunter, die mir einfallen, und «Providence» hat dies immer sehr gern. «Ramseyers wei ga graase», das ist das beste Gegenmittel gegen die Zähigkeit der Kilometer, und wir müssen an Brouviller schon vorbei sein, als wir vorn am Weg etwas stehen sehen wie ein Weidenstrunk. Aber da wir näher kommen, ist es eine schwarze kleine Gestalt, und wie wir nun bei ihr sind, ein steinaltes verhutzelttes Weiblein, dessen Kopftuch eine weiße Haarsträhne an die gefurchte Stirn pappt, ja, es sieht fast schrecklich aus, wie das wüste Hexlein aus der Sage. Ein allerletzter Zahn sticht wie ein Hauer von unten herauf vor die Oberlippe, die dadurch eingekerbt ist, und das Hexlein sieht uns so gottverlassen traurig an, daß wir halten und nach ihrem Weg fragen. Oh, der Omnibus sei ihm durch die Latten, und nun müsse es zu Fuß bis nach Saarburg und darüber hinaus und möge einfach nicht mehr, denn der Korb und der Rucksack seien gar schwer. Dem sei wohl abzuhelfen, entgegne ich, «on va charger tout cela sur mon cheval», und das Weiblein ist gottfroh, wie ich Rucksack und Korb auf meinen Sattel schnalle, was erstaunlicherweise die «Providence» ohne zu schnauben geschehen läßt.

Nun schreiten wir frisch aus, und da das Hexlein etwas Mühe hat, mitzukommen, gebe ich ihm den linken Arm, dieweil ich rechts die «Providence» einzügeln, denn Pferde haben einen gar schnellen Schritt für ein so alt Weiblein. Aber unser Hexlein gibt sich alle Mühe, im gleichen Tritt zu bleiben, und es muß ein köstliches Bild sein, wie wir drei so durch den Regen walzen. Das Hexlein spricht in einem zu und gestikuliert mit der freien, linken Hand, und da ihr der Sturmwind fast alles frisch vom Munde nimmt, verstehe ich nur flockenweise ihre Geschichte: «C'est triste, m'sieur — oui, oui c'est la vérité — quelle espèce de crapule — comprenez? M'sieur le Maire m'a dit aussi que — mais qu'il attende, je vais lui casser la figure — » Ich kann nicht herausbekommen auf wen sie eine so schreckliche Wut hat und entgegne etwa: «Ah oui, ah, je comprends, ah ma foi» und so weiter und schüre dadurch der Rede Feuer bis sie ins Schluchzen und Weinen übergeht. Aber plötzlich wischt sich das Hexlein mit dem linken Ärmel die Augen und schneuzt sich durch die Finger und ist ganz unvermittelt guter Dinge und nennt mich ihren «grand cavalier» und sie habe immer gerne große Männer gehabt «— savez

m'sieur, les petites femmes — grands messieurs — ». Da wir so ganz allein wegen des Sturmes überhören wir lange das eifrige Hupen eines Autos, das uns überholen will, aber der kommt mir nun gerade recht. Ich gebe ihm ein Zeichen, und der Wagen hält, und am Steuerrad sitzt ein Mechaniker, den ich bitte, doch das alte Frauelei mitzunehmen bis nach Saarburt, wozu er sich sofort bereit erklärt.



Das französische Tor zu Pfalzburg

So brauche ich nur Korb und Rucksack vom Sattel zu schnallen, derweil der Chauffeur dem Hexlein galant in den Wagen hilft, es schickt mir eine artige Kußhand «au revoir, mon grand cavalier!», und der Mann in den blauen Überkleidern gibt Gas und unser Hexlein entschwindet auf eilig wippenden Federn im fernen Dunst der Landstraße und fast bedauern wir es, daß wir nun allein weiterwandern müssen.

Mit dem sinkenden Abend erreichen wir Saarburt, und ich habe schon eine Stalladresse, wieder bei einem Pferdehändler, bei M. Deutsch, und eine große, schöne Boxe ist bereit, die dampfende «Providence» aufzunehmen. Ein alter Knecht hilft mir, sie gehörig mit Stroh trocken zu reiben, und dann wälzt sie sich gleich am Boden, das ist stets das erfreulichste Zeichen, das zeugt von gesundem, strotzendem Leben. Wie «Providence» mit allem versorgt ist, gehe ich ins Hotel «Bourg», schon im Vorbeischreiten übergab ich der Wirtin meinen Bahnschein für den Koffer, und sie versprach mir, ihn gleich holen zu lassen. Da ich nun naß bis auf den letzten Faden im Restaurant warte, erscheint ein kleines, schwarzes Herrchen mit meinem Koffer auf

den Achseln, wirft ihn zu Boden, nimmt tief Atem und wendet sich mit hochgerötetem Antlitz an die Patronne: «Ah non, alors, madame, ah non!» Sie habe ihm gesagt, es handle sich um eine Valise «de ce Suisse-là, das sei ja aber ein Geldschrank, ein Déménagement, das sei ja schwer wie Blei. Solche Aufträge verbitte er sich. Ich denke an meine fünfzehn Kilo Reservehafer im Koffer und an Schreibmaschine, zweite Pferddecke und die gesamten 35 Kilo, die mein «coffre-fort» wiegt und muß dem Männlein innerlich zustimmen, denn er ist wirklich einer von der allerleichtesten Infanterie. Wie ich nun ohne ein Wort meinen Koffer nehme, wirft mir das schwarze Männchen einen geringschätzigen Blick zu und wendet sich mit Entrüstung an die einzige Serviertochter, der er barsch einige Befehle zuwirft, denn das schwarze Männchen ist hier der einzige Kellner, Oberkellner und Chef de réception, und da kein Portier vorhanden ist, wohl auch zuweilen der Gepäckträger, aber vermutlich nur so für leichte 10-Kilo-Valisen. Beim Nachtessen nimmt der Kellner unverkennbar seine Revanche, er kommt zuallerletzt zu mir, das Menü zu notieren, und ich bestelle extra einen besonders guten Wein, um seine Geringschätzung zu parieren. Du mußt aber wissen, lieber Leser, daß die französischen Garçons große Herren sind, die nur mit Herablassung notieren, was der Gast wünscht und dann die Serviertochter nach Noten herumjagen. Wie ich nun um die Addition bitte, notiert er schrecklich viel auf, dazu 12 Prozent Trinkgeld und ganz zuletzt «valise de la gare» 100 Francs. Ich bezahle das ohne irgendwelches Befremden zu zeigen, und er streicht insgesamt 700 Franken ein, als ob das ein Birnenbütschgi wäre. Ja, in den Städten ist Frankreich teuer, das gleiche Nachtessen in der Dorfpinte kostet 180 Francs, oft noch weniger.

Es ist gerade der elfte November und Grande Fête de l'Armistice. Die Franzosen feiern immer noch den Sieg von 1918, nicht den von 1945. Aus begreiflichen Gründen. Denn der Sieg von 1918 war vornehmlich ihr Sieg, der letzte Krieg aber war eine einzige Niederlage der Grande Nation und eine Katastrophe in der militärischen Geschichte Frankreichs. Einzig deshalb, weil der erste Weltkrieg auf ein geschlossenes, zähes Frankreich stieß, das den Sieg à tout prix wollte. Die Invasion von 1940 aber ging wie in ranzige Butter eines defeatistischen, parteienzerrissenen Frankreichs, das von Kollaborationisten und Fünfter Kolonne längst ausgehöhlt war. Ein paar brave Divisionen konnten die teutonische Flut nicht mehr dämmen.

Also, wir feiern mit dem schönen alten Saarbürg an diesem regennassen November 1947 den Achtzehner Frieden. Traurig hängen die zahlreichen Trikoloren von den alten Bürgerhäusern an der Grande Place, und wenn die Musikkorps mit schmetternden Clairons an der Spitze mit ihren seltsam aufreizenden, gleichsam jubelnden Marschweisen durch die Straßen ziehen, sind diese nur von einer spärlichen Menschenmenge umsäumt. Desto lebhafter geht es in den Wirtschaften zu, und wir geraten mitten in ein Clairon-Corps und müssen mithalten, bis zu mitternächtlicher Stunde. Ein alter Clairon-Trompeter trinkt mir immer zu; er hatte aber schon vorher tüchtig geladen. Wie ich mich endlich verabschieden will, um im Vorbeigehen noch einen Blick in den Stall zu werfen, will er absolut mitkommen: «Oh, ça m'intéresse beaucoup, les chevaux, oh, j'aime les chevaux!» Ich kann ihn nicht wohl stehen

lassen, so hängt er sein Clairon über die Achsel und schwankt ordentlich durch die alten Gassen, in die aus vielen kleinen Boîtes schaurig schöne Gesänge tönen und auch etwa «Allons enfants de la patrie!» Ein paarmal kann ich meinen alten Clairon gerade noch davor bewahren, in eine besonders tiefe Pfütze zu treten. Im Stallhof ist es finster wie in einem zugebundenen Sack, und meine Taschenlampe streikt plötzlich; ich weiß ungefähr, wo ich am Misthaufen mit der besonders tiefen Güllen-Glungge vorbeikomme, mein Clairon nicht, und plötzlich höre ich hinter mir einen Platsch und ein schreckliches Schimpfen: «Sacre nom d'un chien, quel sale trou! J'suis tombé la dedans, ces salauds, aux secours!»

Ich kann endlich das Licht anknipsen in der Boxe von «Providence», und sie wiehert erstaunt über den späten Besuch. Mein Clairon aber sieht schrecklich aus in seinen besten Sonntagskleidern und scheint mit einem Schlage stocknüchtern. «Oh, elle va me raconter quelque chose, nom de pipe, de pipe, de pipe», aber ich tröste ihn und nehme meinen großen Pferdeschwamm aus der Saccoche, ihm das Allergreulichste wegzuputzen. Aber plötzlich hat mein Clairon einen neuen Schreck. Das Mundstück an seiner Clairon-Trompete fehlt, und kurz entschlossen fährt er mit beiden Händen in der Gülle herum, sosehr ich ihm davon abrate, man werde es bei Tageslicht besser finden. Aber er gibt nicht bei, bis er den vernickelten Ansatz herausgefischt hat und setzt ihn gleich auf und probiert seine trompette mit einigen hellen Stößen mitten in die Stille der Nacht, und hoch oben geht ein Fenster auf, und eine entrüstete Stimme protestiert gegen diesen Nachtlärm: «Assez, maintenant, nom d'charrette, vas te coucher, idiot!» Als Antwort setzt mein Clairon noch einmal an, dann wirft er sein Horn kurz entschlossen über die Schulter und wünscht mir gute Reise und hat es offenbar plötzlich eilig, mit Madame das letzte Rückzugsgefecht der Fête de l'Armistice auszutragen. Wie ich mich nachher im Hotelzimmer noch im Spiegel besehe, habe ich das ganze Gesicht besprenkelt wie mit Laubflecken, mein Clairon muß mir aus seiner Trompete ordentlich Gülle angestäubt haben.

Am frühen Morgen weiß auch der alte Stallknecht allerlei von dieser Waffenstillstandsfeier zu erzählen. Zwei hätte er heimstoßen müssen und die hätten immer die Beine verwechselt, und einer sei ihm beinahe in die Saar gefallen, und zum Dank habe ihm dessen Frau noch alle Schande gesagt, daß er ihn nicht früher heimgebracht habe. Aber so gehe es meist an der Fête de l'Armistice. Nun, für die guten Citoyens von Sarrebourg jedenfalls scheint es seine Tücken zu haben, so alte Siege mit so viel patriotischer Hingabe zu feiern.



Wie die «Providence» in den Wald der Toten zieht und die Raben krächzen auf dem geborstenen Turm von Haut-Clocher, und wie wir bei François I^{er} ein herrliches Nachtquartier finden und der lange Banquier von Morhanges den Teufel in die Schranken fordert

Von Saarburg weg nehmen wir nicht die große Straße, sondern eine jener stillen altfranzösischen Landstraßen, die durch weltentlegene Weiler und Dörfer führen. Immerzu regnet es, und still und ausgestorben scheint die Welt und irgendwie hoffnungslos. Fast unvermittelt und erschreckend tauchen rechterhand im Nebel einer Waldlichtung düstere, graue Kreuze auf, Hunderte, Tausende, eine Armee. Unendlich weit reihen sich die Gräber der toten Franzosen der ersten Schlacht des Weltkrieges 1914, die zwischen Saarburg und Morhanges tobte, hier liegen sie, immer tausend in exakt abgesteckten Feldern, ausgerichtet wie zum letzten Appell vor der Ewigkeit. Wir steigen ehrfurchtsvoll und ergriffen und wehmütig das niedere Bord hinan, und ernsthaft schreitet «Providence» mitten in diesen schaurigen Wald des grauen Todes. Wir sind ganz allein, mein Pferd und ich, mit diesen zehntausend toten französischen Soldaten, und wir sind bedrückt und traurig. Nichts regt sich, so weit das Auge blicken mag, kein Vogel streicht über diesen düstern Wald, und der Regen rieselt eintönig und immer gleich und unendlich trostlos auf diese grauen Kreuze, deren jedes einen Namen und zwei Jahreszahlen trägt: 1880-1914, 1888-1914, 1896-1914. Ja, wenn ihr heraufsteigen könntet aus eurem kühlen Grabe, ihr braven Soldaten, wenn ihr alle heraufsteigen könntet ihr vielen Millionen Soldaten der europäischen Schlachtfelder von Biscaya bis an die Moskwa, ihr würdet keine langen Konferenzen und kein jahrelanges Feilschen kennen um den Frieden, oh, ihr würdet euch einigen in einer kurzen Stunde, im Bruchteil einer Viertelstunde, um für alle Zeiten den Frieden unter den Menschen zu sichern und den Krieg als das scheußlichste Verbrechen und den schrecklichsten Irrtum der Geschichte für immer zu verbannen!

Haut-Clocher muß vor dem Krieg ein schönes, romantisches, lothringisches Dorf gewesen sein, es liegt auf einem sanften Hügelkamm, und der Glockenturm seiner Kirche überragt die Dächer der wenigen Häuser, und links steigt ein lichter Buchenwald zu einem Felsen empor, den eine alte Burgruine krönt. Wie wir aber hinaufreiten ist es ein zerstörtes Dorf, die Kirchenglocke ist herabgestürzt, die romanischen Türflügel hängen wie gelähmte Flügel in verrosteten Angeln, fast alle Häuser sind Ruinen und aus den Augen der Fensterhöhlen starrt das Grauen. Ein einziger Bauer treibt eben seine schwarzscheckigen Holländerkühe zu einem Ziehbrunnen auf dem versumpften Dorfplatz, sonst regt sich nichts in diesem Dorfe, nur die Raben krächzen vom geborstenen Turm herab und schlagen aufgeregt mit ihren Flügeln, wie wir gedankenschwer den Weg auf der andern Seite hinunterziehen. Zwei zertrümmerte Motorkanonen hängen schräg in ihren rostigen Achsen, und rechts im Obstgarten liegen deutsche Flabgeschütze und ein zertrümmerter Tank, ein Menetekel dem einsamen Wanderer, die Kunde vom schrecklichen Krieg unter die lebenden Menschen zu tragen, die Kunde von diesem einsamen lothringischen Dorf Haut-Clocher als von einem einzigen unter vielmal

zehntausend zerstörten Dörfern Lothringen ist ein welliges Hügelland. Unendlich weit dehnen sich die fruchtbaren Felder. Alles ist wohlbestellt und frische Saat sprießt aus der guten braunen Erde, die so geduldig ist mit uns unvernünftigen Menschen und die willig ihr Brot spendet, Jahr um Jahr, seit urdenklichen Zeiten.



„Providence“ im Hof der Maison du roi

«Providence» trabt über die weichen Schafweiden, und wenn wir auf einem Hügelkamm kurz rasten, um Umschau zu halten, scheint es ein verzaubertes Land zu sein. Kein Pflug geht bei diesem Regen durch den Acker, nichts regt sich, es ist, als seien diese unendlichen Weiten unbewohnt und ausgestorben und wir die Allerletzten und nicht Menschen, sondern verborgene Heinzelmännchen hätten fleißig diese Äcker und Wiesen bestellt. Diese unendliche Stille

ringsum ist erhaben und traumhaft und göttlich, und wir wundern uns, daß es Menschen gibt, die in dumpfen, engen Gassen wohnen, wo «eng im Raume stoßen sich die Dinge». Du schönes, gesegnetes Lothringen, du Garten Gottes, du glückliches und ach so unglückliches Land, mögen deine Dörfer auferstehen und deine Glockentürme sich wieder erheben, und möge nie wieder der Krieg durch deine fruchtbaren Äcker stampfen.

Nach der Karte müssen wir nun gleich in Rorbach sein, und richtig, wie wir einen sanften Hügelkamm hinantraben, erblicken wir einige Häuser und links am Dorfeingang ist eine große Ferme, und da es schon abendlich dunkelt, halten wir darauf zu, und ein junger Bauer begrüßt uns und lädt uns ein, Nachtquartier zu nehmen. M. Boucher und seine schwarzäugige und schwarzlockige, sehr schöne Frau sind ein junges Ehepaar. Besitzer dieser riesigen Ferme mit 380 Jucharten, die sie mit drei deutschen Kriegsgefangenen bewirtschaften. «Providence» kommt in einen warmen, uralten Stall, in dem noch zwanzig Rosse stehen, denn M. Boucher ist zugleich Züchter von Pferden des schweren Ardenner Schlages. Achtzig Kühe und Kälber, Hunderte von Schafen, viele Hunderte von fetten Gänsen und Hühnern und Enten bevölkern die Ställe und Höfe. Ich erhalte das Prunkzimmer dieses schloßartigen Bauernhofes, und mein Blick geht zum Fenster hinaus in einen großen Garten und hinüber zu einem riesigen Teich, dessen Fläche zwischen einem Wald wie der See zu Versailles glitzert. M. Boucher ist Französisch-Lothringer; 1940, im September, mußte er innert einer Stunde sein Bündel schnüren und alles dahinten lassen, nur zweitausend Francs durfte er mitnehmen, und dann wurde die ganze Bevölkerung wie eine Hammelherde von den Deutschen über die Landstraßen getrieben, um ins unbesetzte Gebiet abgeschoben zu werden. Was das heißt für einen Bauern, Haus und Hof und Rosse und Vieh von einer Stunde auf die andere verlassen zu müssen, die Heimat und das Dorf und das prächtige Gut, vermögen wir kaum nachzufühlen. Nach dem Kriege, als er wiederkehrte, war nichts mehr da, die Ställe leer, keine Kuh, kein Roß, nicht einmal mehr ein Huhn war vorhanden. Aber die Lothringer Bauern sind zäh. Einige Kühe stellte die Regierung zur Verfügung, seinen Zuchthengst ging er bis nach Deutschland suchen und brachte ihn zurück, er hat gearbeitet Tag und Nacht, und nun ist er wieder soweit, ein reicher Bauer auf einem der schönsten lothringischen Bauerngüter.

Alles aber dreht sich um den zweijährigen, schwarzlockigen Sohn. François heißt er und François I^{er} sage ich ihm, und er ist zur Verwunderung der Eltern gar nicht scheu, klettert gleich auf meinen Schoß, spielt mit meiner Uhr, meiner Taschenlampe, meinen Stiefelhaken und wirft abwechselungsweise alles zu Boden und jauchzt, wenn ich es wieder aufheben muß. François I^{er} ist ein «petit diable», wie mir seine Mutter versichert, immer unruhig und vif, bald zerrt er mich und will zu den Pferden in den Stall und jauchzt, wenn ich ihn auf die «Providence» setze, dann zerrt er eine Kuh am Schwanz oder fährt mit seinen patschigen Händchen einem Hammel in die Wolle oder sucht ein Huhn an den Federn zu erwischen. Ich schleppe ihn überall mit herum. Beim Nachtessen sitzt er manierlich zu Tisch. Es ist ein sehr schönes Kind mit seinen schwarzen Locken und den roten, gesunden Backen und den lustigen, glutschwarzen Augen, und die drei deutschen Kriegsgefangenen haben an ihm den Narren gefressen. Er ist ein enfant

gâté, wie mir die schwarzlockige Mutter versichert. Diese besorgt mit einer einzigen Magd den ganzen Haushalt und die Schweine und Hühner und den Garten und flitzt herum vom Hof in die Küche und in den Gemüsegarten und findet Zeit, kleine Bikuits zu unsern Ehren zu backen, und auch die Kriegsgefangenen erhalten von allem ihren guten Teil, Biskuits und Wein. Am frühen Morgen ziehen wir nur ungern weiter aus dieser gastfreundlichen Ferme, und François I^{er} will mit uns und strampelt auf dem Arm der Mutter, die uns noch lange nachwinkt. Einmal wollen sie mich besuchen kommen, François I^{er} und seine Eltern, und ich freue mich auf dieses Wiedersehen.

Ein langer Regentag, alles zu Fuß neben meiner «Providence», denn sie hatte einen leichten Satteldruck und da gibt es für den Reiter nur eines: absteigen und das Pferd schonen. Es sind nur 23 Kilometer bis Morhanges, aber 23 Kilometer sind viel bei diesem Regen, und die weißen Steine mit dem roten Jakobinerhut lassen sich lange bitten, bis sie am Wegrand auftauchen und langsam hinter uns wieder im Nichts verschwinden. Etwas lange halten wir uns zu Mittag in einer kleinen Pinte auf, weil es gerade aus Kübeln gießt, und nun ist es doch schon wieder Nacht, wie wir in eine düstere Stadt einziehen, eine endlos langgezogene Stadt — Morhanges. Wieder finden sich ein Pferdehändler, ein guter Stall und ein gutes kleines Hotel. Der einzige Banquier der kleinen Stadt lädt mich zu Gast, und ein Merceriehändler ist mit dabei, und es geht lustig zu, obgleich der lange Banquier an einer Taufe war und ordentlich geladen hat und zwischen unsern Chansons schrecklich auf alles schimpft. Auf die Regierung und die Sozialdemokraten, auf die Militaristen und Kommunisten, auf die Metzger und die Pfarrer und auf den miserablen französischen Franken. Die Russen solle der Teufel holen und die Amerikaner dazu, diese verrückten Cowboys hätten noch zweihundertvierzig Granaten in die Stadt geschossen, als längst kein Boche mehr in Morhanges war. Er wünscht aller Welt, was Gott verboten hat, und fordert den Teufel in die Schranken.

Seine politische Meinung scheint mir etwas durch die Weinschwemme gezogen, er ist Gaullist und doch wieder nicht Gaullist, er scheint Royalist zu sein, und ist es doch wieder nicht, denn wer hätte je einen antimilitaristischen Royalisten gesehen, mir scheint er ein verzerrtes Spiegelbild des durchschnittlichen Citoyen des heutigen Frankreichs, der nicht mehr weiß, was er eigentlich will. Der Merceriehändler dagegen ist ein Patriot sans phrase und widerspricht, für Frankreich gebe es immer noch einen elektrischen Funken: «La République est en danger», und wie ein Mann werde es sich erheben. Er war in der Schweiz interniert, in Jegenstorf und Weggis und am Zürichsee, und er ist des Ruhmes voll über unser Land, und ich quittiere das mit zufriednem Schmunzeln, wenn auch nicht ganz unbeschwerten Gewissens, denn wir hörten auch schon etwa eine andere Glocke läuten.



Kurz vor Mitternacht mahnt der Merceriehändler zum Aufbruch, und unser langer Banquier begleitet uns noch vor die Türe, er rät uns, auf der Straße zu marschieren, die sei repariert, das Trottoir hier herum aber noch voll Löcher von den sacres Américains, und wir könnten uns in dieser Finsternis einen Fuß brechen. Der Merceriehändler beruhigt ihn, und nun ziehen wir durch das finstere, endlose Morhanges, dessen Hauptstraße drei langgezogene Kasernen aus der Zeit Wilhelm II. säumen. Vor der mittlern Kaserne bleibt der Merceriehändler stehen und erzählt: hier sei von 1871 bis 1914 alle Tage großer deutscher Wachtaufzug gewesen mit klingendem Spiel - jetzt sei die Kaserne wieder voll von Deutschen - Kriegsgefangenen. So ändern sich die Zeiten. Ich muß noch seinen Mercerielen bewundern und kaufe ihm zwei Hemden ab zu dieser späten Stunde, und er schlägt vor, daß wir das Geld dafür morgen vertrinken. Aber ich kann ihm das nicht zusagen, denn ich will zu früher Stunde wegreiten, und wohin käme er, wenn er mit jedem Kunden das eingenommene Geld vertrinken wollte? Das sei eine Ausnahme, ein Schweizer in seinem Laden, erwidert der freundliche Mann, und das Lumpengeld sei am besten verwendet, wenn man es vertrinke, es sei sowieso nichts wert.

Zu mitternächtlicher Stunde sitzt noch ein alter Monteur bei einem Glase Wein, und er ist ein Schweizer, seit fünfzig Jahren hier in Frankreich. Er interessiert sich sehr für meinen Ritt und rät mir, gut zu meiner «Providence» zu sehen. Es gebe viele Malfaiteurs aller Nationen gerade hier in Lothringen, Diebe und Räuber, Kühe würden nächtlicherweise auf der Weide geschlachtet und aus den Ställen gestohlen und ob mein Stall wirklich gut verschlossen sei, sonst könnte am Morgen von meiner «Providence» nichts mehr zu finden sein.

Ich finde, das sei wohl kaum so gefährlich, aber der Wirt mischt sich ein und erzählt schlimme Dinge. Gerade letzte Woche sei auf der Weide am hellen Tage eine Kuh gestochen worden, und die Diebe hätten nur rasch die beiden Hinterhaxen abgetrennt und auf einen Veloanhänger verstaut und sich aus dem Staube gemacht, und man habe noch keine Spur von ihnen gefunden. Einem andern Bauern hatten sie ein Kalb aus dem Stalle gestohlen und vorher den Hund erschlagen, einem dritten seien drei Schweine abhanden gekommen, und Hühner- und Entendiebstähle seien an der Tagesordnung, die Kartoffeln würden halbreif vom Acker geräumt und Einbrüche und Diebstähle aller Art begangen. Ja, wo denn da die Polizei stecke? frage ich. Oh, die Polizei sei viel zu schwach, Lothringen allein habe hunderttausend Fremdarbeiter, und wenn auch der Großteil ehrliche Leute seien, so fänden sich doch genug andere darunter, und alles Gestohlene wandere auf den Schwarzen Markt, und viele dieser Diebe würden von den Schwarzhändlern geradezu zu ihren Taten angestiftet. Erwische man aber einen, dann verrate er selten, an wen er das Diebesgut weitergegeben, und vielleicht würde man sich wundern, wer da alles die Finger im Spiel habe, wenn es auskäme.

Nun wird's mir doch so allmählich unheimlich, und wie der alte Monteur aus Nancy fragt, ob ich den Stall gut verschlossen habe, obzwar das nicht viel nütze, muß ich es verneinen. Dieser Stall hier im untern Teil von Morhanges hat wirklich kein Schloß, und gleich gehe ich mit dem Monteur noch hin und bin froh, daß meine «Providence» noch da steht und verwundert blinzelt, wie wir das Licht andrehen. Ich habe eine unruhige Nacht, um zwei Uhr bin ich wieder auf dem Weg durchs stockfinstere Städtchen zum Stall, um vier Uhr bleibe ich gleich dort bis zum Morgengrauen, aber kein Malfaiteur schleicht heran, ich würde es ihm auch nicht geraten haben.



Wie die «Providence» und das schöne Mädchen von Brulange traurig im Regen stehen
und wir in der Kommunistenbaracke von Vatimont gut und billig zu Mittag essen
und wie zehntausend Raben über dem verlassenen Schloß von Remilly kreisen

Regen, Regen und immerzu Regen, wie wir am frühen Morgen weiterziehen auf der Straße zweiter Klasse Nr. 399. Der lange Banquier und der patriotische Merceriehändler hatten sich gestern abend verschworen, unserm Start zu assistieren, aber, wie erwartet, erscheint keiner im Stall, sie werden den Weindunst der langen abendlichen Sitzung noch in den Federn assimilieren. «Providence» geht in den Zügel, daß ich sie kaum bändigen kann, und wir rücken rasch vor, am Rand der Straße und neben der Straße, und wir sind guter Dinge trotz dem Sudelwetter. Wir haben ein gutes Quantum Hafer aufgeschnallt hinten unter dem Sattellöffel, und das ist immer das Wichtigste, denn Blutpferde müssen Hafer haben, alles andere läßt sich notfalls missen. Nur hundertvierzig Franken bezahlte ich dem Bauer der großen Ferme über Morhanges für zehn Kilogramm, und das ist ein billiger Preis, denn Hafer gibt es nur auf dem Schwarzen Markt. Wir traben über Baronville und Destry, und da der Regen sich verstärkt, möchte ich meiner «Providence» eine kurze Rast gönnen im halbzerstörten Dorf von Brulange, Aber überall, wo wir anklopfen, gibt es keinen Platz im Stall, und man weist uns außerhalb des Dorfes in eine kleine Pinte, zu der wir erwartungsvoll stapfen. Diese Pinte ist fast nur eine Baracke, aber in Baracken schlafen oft die schönsten Mädchen. So auch hier. Wie wir die Türe zu ebener Erde aufstoßen, scheint alles ausgestorben, wir poltern und rufen lange und wollen uns schon zum Weitergehen wenden. Da erscheint ein wunderschönes Mädchen mit schwarzgewelltem Haar und ist sehr enttäuscht, wie ich als Bedingung für unsere Einkehr einen Unterschlupf für meine «Providence» verlange. Oh, es sei ein kleiner Stall, aber ganz angefüllt mit Kühen und zwei Rossen, M'sieur möge sich selber überzeugen. Und sie schreitet uns voraus in ihren zierlichen, roten Pantöffelchen durch den sumpfigen Kot, um die Hausecke und stößt die Stalltüre auf, und da ist wirklich nichts zu machen. Der Stall ist sehr klein und eng, und für meine «Providence» ist kein Platz. Ich möge doch eintreten und mein Pferd draußen anbinden, schlägt sie vor, aber ich weigere mich, denn nichts ist schäbiger, als der Reiter in der Pinte und das Roß draußen im Regen. Sie will das nicht einsehen, hierzulande sei dies nicht der Brauch, aber irgendwie scheint es ihr gewaltig zu imponieren, und wie ich nun ein Glas Wein bestelle, das sie herausreichen möge, bleibt sie mit uns im Regen stehen und liebkost meine «Providence», derweil in ihrem lockigen, blauschwarzen Haar die Regentropfen zu Tausenden glitzern. Wenn ich Film-Magnat wäre oder sonst in Hollywood etwas zu sagen hätte, würde ich unsere Schöne von Brulange vom Platz weg engagieren, denn gäbe es ein kontrastreicheres Bild, dieses schöne Mädchen und dieses schöne Pferd und diese alte Baracke von einer Pinte und dieser traurige, neblige Regen als Rahmen. «Schöne Mädchen wird es geben, und wir werden nicht mehr leben» singe ich, wie wir auf der Landstraße weiterziehen und noch manches Mal zurückblicken nach den roten Pantöffelchen, die auf der

Schwelle stehen, und nach unserm schönen Mädchen von Brulange, das uns Abschied winkt, bis Nebel und Dunst die altersgraue Pinte verschlucken.

Mittagsrast halten wir im halbzerstörten Vatimont. Eine Pinte ist noch gut erhalten, und der Wirt ist zugleich Bauer, und «Providence» hat es gut und eine volle Krippe. Für mich scheint es schwieriger zu sein. Die kleinen Pinten in den Dörfern geben keine Restauration. Aber ein netter, älterer Herr in riesigen Gummistiefeln sitzt nebenan und weiß Rat. Ich solle mit ihm in die Kantine seiner Arbeiter kommen, dort werde ich gut und billig essen. Er sei hier Ingenieur des travaux de reconstruction, und er zeigt mir seine Mappe voller Pläne. Er beginnt auch gleich zu politisieren. Er sei Gaullist, travail, ordre, patrie - das sei die Losung. Aber er stehe hier gleichsam auf verlorenem Posten. Alle seine Arbeiter seien enragierte Kommunisten, und wenn es losginge, würden sie ihn an die nächste Telegraphenstange hängen. Aber diese Bande werde man schon dressieren in Frankreich, « Attendez, m'sieur, attendez, vous verrez! » In der Baracke solle ich ja nicht politisieren, diese Kommunisten verstünden keinen Spaß, und ich sehe ohnehin aus wie ein ancien Grandseigneur mit meinen Stiefeln und Sporen, und das stolze Pferd hätten sie schon bemerkt beim Vorbeireiten und ihre Bemerkungen gemacht. Ich versichere ihm, daß sie mich nicht auffressen würden, und wir stoßen an auf Frankreich, und der alte Ingenieur glänzt ordentlich vor Begeisterung, wie wir uns auf den Weg zu der Kommunistenbude machen. Es ist eine langgezogene Baracke, wie wir sie für unsere Internierten hatten, und an drei Tischen sitzen etwa fünfzig Arbeiter verschiedenen Alters und verschiedenen Aussehens. Sie betrachten verwundert den fremden Besuch, und ich meinerseits wundere mich über meinen enragierten Gaullisten-Architekten, denn er geht freundlich von Tisch zu Tisch und wünscht guten Appetit und macht ein paar Witze, die knurrend zur Kenntnis genommen werden.

Nun sitzen wir zwischenhinein, Ellbogen an Ellbogen, jeder links und rechts mit diesen angeblichen Satelliten Stalins, und ich muß Auskunft geben, woher ich komme, wohin ich reise und warum in unserer Zeit noch auf so altmodische Art, zu Pferd. Doch meine Begründung, Land und Leute lerne man so am besten kennen, scheint auch diesen Kommunisten plausibel. Aber das müsse ordentlich Geld kosten. Oh, das sei gleichsam meine Profession, ich sei Journalist. Journalist! Ich steige gewaltig in ihrem Ansehen. Ja, dann schon, dann bezahle das ja die Zeitung, sie hätten schon gemeint, ich sei so ein sacré Gutsbesitzer, der zum Vergnügen in der Welt herumreite. Und nun gerate ich in ein Kreuzfeuer von Fragen und politischen Interviews. Die Schweiz, das sei natürlich ein Kapitalistenland, dort gebe es keine pauvres diables, wie sie seien. Was man in der Schweiz von Rußland denke? Ob wir nicht amerikahörig seien? Ob wir etwa diesen amerikanischen Großkapitalisten helfen würden, wenn es losgehe? Ich fühle mich verpflichtet, ihnen darauf nicht mit ausweichenden Antworten zu dienen. Sie kennen die Schweiz nicht. Wir seien kein Kapitalistenland, sondern ein kleines Land mit kargem Boden, lange, lange nicht so reich wie Frankreich, wir seien ein Volk von Bauern, Arbeitern und kleinen Bürgern, bei uns werde jeder Streifen Land im Jahr dreimal beackert. Die

Neutralität sei unser Staatsprinzip, wir mischen uns nicht in fremden Streit, und wenn es losgehe, so werden wir auf keiner Seite stehen. Wer uns angreife, der sei unser Feind bis in den Tod. Im übrigen wünsche ich hier nicht zu politisieren, jeder solle nach seiner Façon selig werden. Sie sind von meiner Antwort befriedigt, sie trinken mir zu, diese Kommunisten in der Baracke von Vatimont, und der Architekt-Gaullist atmet förmlich auf, daß alles so ausgeht, und wir singen, und Bonmots kreuzen über die Tafel. Aber auch die Bonmots haben einen politischen Anstrich. Ein zweizentriger, gemütlicher Kommunist, mit dem Aussehen eines Spießbürgers, wie er im Buche steht, gibt die Parole: *Peu travailler, bien manger!* das sei die richtige Lebensauffassung. Gut essen tun sie in dieser Baracke. Es gibt eine prächtige Erbsuppe, dann Hasenpfeffer mit Kartoffelstock und Salat und Wein - für mich alles zu achtzig Franken. Phantastisch billig. Und wie ich nun, gestieft und gespornt, von allen diesen Arbeitern in bekrusteten Überkleidern Abschied nehme, will mir jeder die Hand schütteln, und sie wünschen mir gute Reise, und wenn ich auf dem Rückweg wieder hier vorbeikomme, solle ich es auf den Abend richten, damit wir zusammen plaudern könnten. Draußen vor der Baracke nimmt mich der Ingenieur-Gaullist am Arm und sagt mir, er hätte förmlich geschwitzt vor Angst, wie ich auf die Fragen eingegangen sei. Man könne sonst mit diesen roten Teufeln überhaupt nicht diskutieren.

Reisest du durch ein fremdes Land, lieber Leser, und willst du es wirklich kennen lernen, dann mußt du über die Nebenstraßen wandern und durch die Hintergassen der kleinen Städte, und du darfst den Kot der Straße nicht scheuen, die seitab mitten durch ein kleines Dorf führt. Ja, sie ist alt und schmutzig und voller Löcher, diese Dorfstraße zu Hans sur Nied, aber du wirst gerade das sehen, was dir die Ueberlandstraße nicht zeigt. Der Kirchturm ist fast ganz zusammengeschossen, nur die vordere Front ragt noch steil empor, und wie durch ein Wunder blieb das hohe Kreuz verschont zuoberst auf dem First. Das halbe Dorf ist dem Erdboden gleich, kein einziges Haus hat nicht seine Breschen. Unsere Pflicht ist es, die einfache Wahrheit zu sagen, nichts dazu, nichts davon zu tun von dem, was uns die Einheimischen erzählen. Nun, die Lothringer anerkennen dankbaren Herzens die Libération durch die Amerikaner. Aber in alle diese Anerkennung mischt sich ein bitterer Tropfen der Kritik. Vieles wurde gerade durch die amerikanische Armee sinnlos zerstört, Dörfer wurden tabula rasa geschossen, weil nur vermutet wurde, es seien noch Deutsche darin. Es gab Rowdies von Tankführern, die rein zum Vergnügen altehrwürdige Kirchhofmauern durchfuhren, es gab Panzerpatrouillen, die durch von den Deutschen längst aufgegebene Dörfer rasten und sinnlos in alle Häuser und Fenster schossen.

Ja, es muß gesagt werden, manche lothringischen Dörfer wurden nicht durch die Deutschen zerstört, sondern durch die Amerikaner. Doch, dafür gibt es eine Entschuldigung, die wir, wenn auch nicht ohne Mühe, diesen Lothringern beibringen möchten. Was geh'n die Amerikaner, die in einem freien und großen Land glücklich leben, diese ewigen europäischen Bruderkriege an? Darf man von ihnen verlangen, daß sie ihre Söhne aufs Spiel setzen, um ein lothringisches oder belgisches oder italienisches Dorf zu befreien, wenn sie dies mit einigen Artilleriesalven ohne

Blutverlust zuwege bringen? Sind denn die Amerikaner verpflichtet, alle Generationen zweimal bei den ältesten Kulturvölkern der Welt Polizisten zu spielen, Ordnung zu schaffen und dazu nicht die ihnen geeigneten Mittel zu wählen? Ja, sicher ist es bitter, und manche unentschuldbare Unvernunft von Unterführern soll nicht beschönigt werden, aber wir Europäer, wir alle, tragen die Schuld. Was würdet ihr denn sagen, ihr lothringischen Bauern, und was würdet ihr tun in Amerika, wenn man euch zumuten würde, dort drüben Ordnung zu schaffen? Würdet ihr nicht, und mit Recht, sagen - gut, wir wollen es schließlich tun, aber wir wollen es mit den uns geeignet erscheinenden Methoden und mit den geringsten Kosten an lothringischem Blute tun! Ein einziger lothringischer Soldat wiegt für uns mehr, als ein Dorf in Arkansas oder Missouri, was gehen uns schließlich diese Dörfer an, wenn es auf Leben und Tod geht? Ach, ihr Kinder der Menschen!



«Providence» auf der Walstatt von Waterloo

Du schönes altes Remilly, auch du mußttest noch ganz zuletzt dem rasenden Krieg zum Opfer fallen. Deine schöne romanische Kirche ist zerstört und ausgebrannt, und die Glocken sind herabgestürzt, und die Granaten splitterten deine Kreuze und pflügten die Gräber deiner Toten, verödet und von Unkraut überwuchert der Park des alten Schlosses, dessen letzter Besitzer nach Deutschland verschleppt und verschollen, hoch ragen die Platanen der Schloßallee und die Fichten und Tannen des Parkes. Viele tausend Raben kreisen über dem grauen Schloß und den Bäumen, und wenn sie sich niedersetzen, erscheinen die Pappeln und Platanen ganz schwarz. Traurig und düster ist dieses Bild des verlassenen Schlosses, dessen Geschichte mir ein alter Bauer erzählt. Und wie eben wieder die Raben zu kreisen beginnen, sagt der Alte, diese Raben seien oft eine wahre Landplage. Ich frage ihn, welches die schönste Zeit seines

Lebens gewesen, und die Antwort ist unerwartet und verblüffend. Die schönste Zeit seines Lebens seien seine zwei Jahre gewesen, die er in Berlin abgedient habe. Sie seien recht behandelt worden, sie, die Französisch-Lothringer, ja, sie seien recht eigentlich ein wenig bevorzugt und verwöhnt worden. Der Dienst sei streng gewesen, aber gerecht. Er sei damals 20 Jahre alt gewesen und ein flotter, großer Bursch, das dürfe er jetzt sagen mit seinen fünfundsiebzig. Die hübschen jungen Berlinerinnen von 1892/1893 hätten alle am liebsten einen «Franzosen» als Schatz gehabt. Das sei ein Leben gewesen, wenn der Feldwebel Abtreten kommandiert habe und die Mädels schon am Kasernengitter gewartet hätten! Das Leben habe damals eigentlich fast nichts gekostet, die Mutter habe ihm immer etwas Geld geschickt, und wenn er an seinen blonden Schatz denke, wässere ihm heute noch der Mund. Aber auch hier zu Hause sei es ein anderes Leben gewesen. Deutschland war reich, Wilhelm II. habe gerade für die Französisch-Lothringer eine Schwäche gehabt, man habe hier keine Steuern bezahlt, gar keine bis zum ersten Weltkrieg. Seitdem seien zwei Kriege über Lothringen gegangen, und alles sei drückend und ungewiß und schwer. Natürlich sei er Franzose aus voller Überzeugung, und mit den heutigen Deutschen wolle er nichts mehr zu tun haben - mais il faut dire toujours la vérité, m'sieur — auf die Deutschen von 1890 bis 1914 lasse er nichts kommen.

Das Hotel de l'Ange zu Remilly, das einzige im Ort, steht auf dem großen Platz unweit der zerstörten Kirche. Es ist sehr alt, und eine Bombe hat das Hintergebäude weggerissen. Aber der Gasthof selbst ist noch wohl erhalten, und nirgends bisher habe ich es so gut und so billig getroffen. Ich lade den alten, siebzigjährigen Briefträger und einige Bauern, die gerade in die Gaststube treten, zu einer Flasche Wein und dann noch zu einer Flasche, derweil ich auf mein Nachtessen warte. Nun, dieses Nachtessen ist vorzüglich, eine gute Suppe, ein kleines Hors-d'oeuvre, eine braungebratene, knusperige Kalbskotelette mit Pommes frites, Salat und kleine Biskuits zum schwarzen Kaffee, und am andern Morgen ein reichliches Frühstück, richtigen Milchkaffee, zwei Spiegeleier, Butter und Käse und gutes Bauernbrot - und das alles, Nachtessen, Frühstück, schönes, altes Zimmer mit fließendem Wasser, samt zwei Flaschen Wein am Vorabend kostet dreihundertzwanzig französische Franken - also etwa vier Schweizer Franken. Dasselbe in Straßburg, in Paris, würde eine Rechnung von zwei- bis dreitausend Franken ergeben. Und da beklagen sich alle Leute, die aus Frankreich zurückkommen, wie teuer das Reisen und die Hotels seien. Aber hielte je einer mit einem Zwanzigpferder im schönen, alten Remilly? Nein, sie rasen alle vorbei, der nächsten großen Stadt zu, sie logieren im größten Hotel und speisen im besten Restaurant und wundern sich, wie die Tausendernoten aus dem Geldbeutel Auszug halten. Nebenaus, auf dem Lande, weitab von der großen Stadt, da ist Frankreich noch das gute alte Frankreich wo man es auch heute noch treffen kann wie der Spatz im Hanfsamen.



Wie die «Providence» in die alte Festungsstadt Metz zieht
und hinter welch düstern Mauern tausend Kollaborationisten sitzen

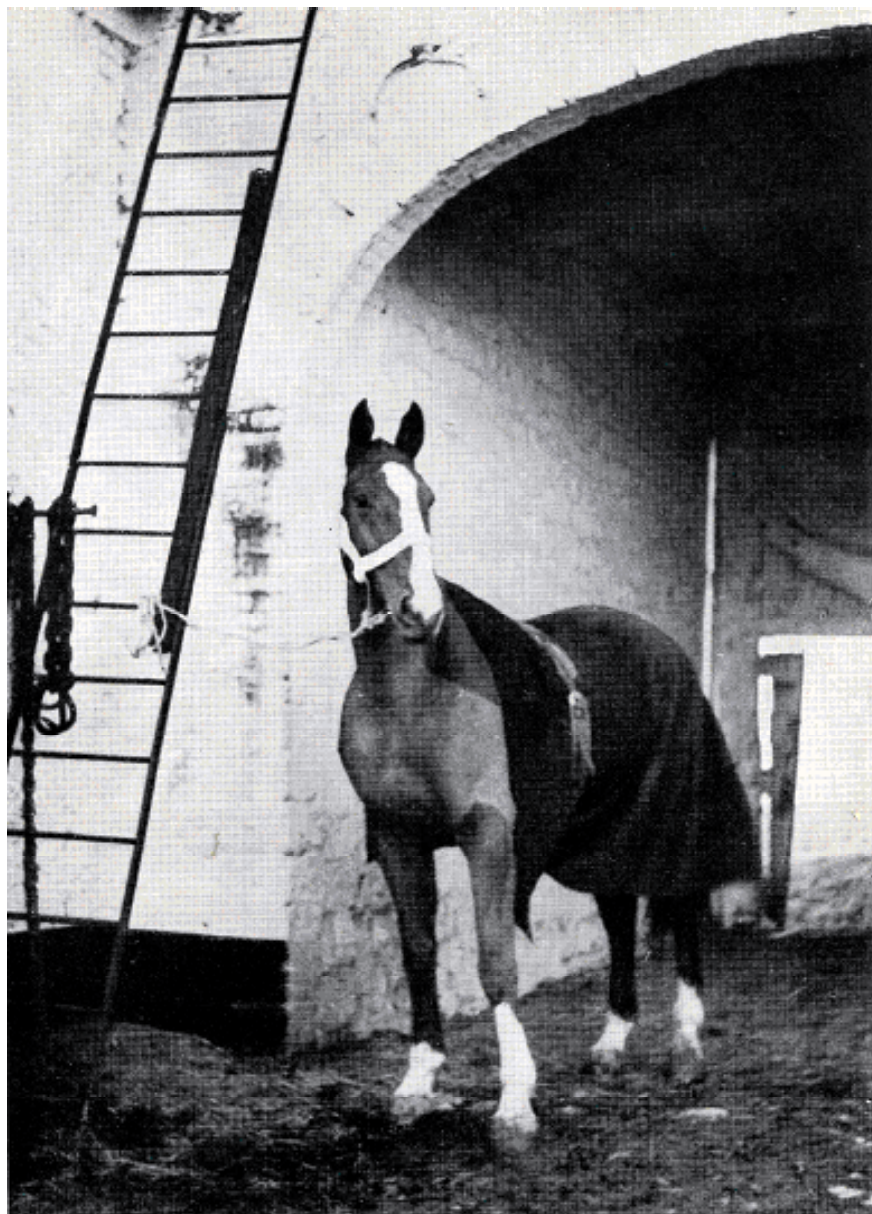
Einen Tag halten wir Rast im schönen alten Metz. Eine blitzsaubere Stadt, dem Marktplatz entlang ziehen sich Lauben wie bei uns in Bern. Beim Bahnhof erheben sich die Hotelpaläste, und erstaunlicherweise hat gerade die Festungsstadt Metz unter dem Kriege kaum gelitten, ein einziges Mal sei bombardiert worden. Malerisch ist die mittelalterliche Porte des Allemands mit ihren Türmen und Toren, nur die alten Brücken haben die Deutschen eingerissen.

Unser Stall in Metz liegt gerade dem Militärgefängnis gegenüber, das mit seinen nach unten vermauerten Fensterschächten einen düstern und unheimlichen Eindruck macht. Fünftausend Salauds de collaborationnistes saßen noch darin, und allwöchentlich tate das Militärgericht und alle Wochen würden auch noch ein paar draußen auf dem Exerzierplatz erschossen, berichtet mir der alte Stallknecht, derweil er meiner «Providence» Heu aufschüttet. Oh, das sei recht, von ihm aus würde man viel kürzeren Prozeß machen, wie es die Boches mit ihnen gemacht hätten, ihn hätten sie auch geschnappt und fast verhungern lassen, für nichts, für rein gar nichts.

Nach meiner Berechnung habe ich etwa 3000 französische Franken übrig, denn bald werde ich das schöne Frankreich verlassen, und die französischen Franken in belgische umwechseln hat keinen Sinn, man verliert zuviel auf dem Kurs. So wähle ich mir für das Nachtessen ein besonders feines Restaurant aus, und es gibt einmal etwas anderes als Schnitzel und Pommes frites - Kalbskopf an einer Tomatensauce und Salzkartoffeln. Alles fein serviert von einem flinken Garçon, von einem viel zu flinken, notabene, denn er leert mir einen guten Gutsch Sauce über den Ärmel, und nun flitzt er hin und her mit einem Lappen und einem Becken warmem Wasser und wäscht mir den Ärmel ab und versichert tröstend: «C'n'est rien, m'sieur, c'n'est rien», das gebe keine Flecken, gerade gestern habe er einem andern Gast die genau gleiche Sauce auf den Ärmel geschüttet, und alles sei weggegangen, und damit nimmt er zwei Servietten und reibt meinen Ärmel trocken und bringt es erstaunlicherweise fertig, daß man wirklich von dem Malheur kaum mehr etwas entdeckt. Etwas später lotst er ein hübsches blondes Kammerzöfchen herbei mit einem Plätteisen, und sie bügelt ordentlich lange an meinem immer noch feuchten Ärmel herum, und ich bin mit meinem Garçon vollständig ausgesöhnt. Von mir aus kann er mir das nächste Mal, wenn ich nach Metz komme, wieder Tomatensauce über den Ärmel schütten, wenn sich der Schaden auf so angenehme Weise beheben läßt, unter der einzigen Bedingung natürlich, daß er nicht selbst mit dem Bügeleisen hantiert.

Mein Nachtessen kostet gerade zwölfhundert Franken und wir - diesmal das Blondinchen und ich - beschließen, in allen Ehren noch irgendwo eine Flasche Wein zu trinken, damit mein französisches Schwundgeld noch etwas schwinde. Es gibt in der Garnisonsstadt Metz sehr viele und sehr schöne Konzert- und Tanzlokale und in Frankreich, nicht nur in Paris, sehr

schöne Frauen. Obendrauf trinken wir noch eine Flasche Champagner zu siebenhundert Franken, und nun dürfte sich mein Budget etwa ausgleichen, und um zwei Uhr früh ist ohnehin Schluß. Die Blanchette - so heißt sie - will unbedingt noch die «Providence» sehen, so wandern wir durch die altersgrauen Gassen von Metz und unter den Lauben hallt ihre glockenreine Stimme gar fröhlich: «La Madelon pour nous n'est pas sévère...» Die «Providence» begrüßt uns verwundert mit einem Wiehern, und wie ich ihr einen Kuß auf die Nüstern gebe, will dies die Blanchette auch und findet, so etwas Feines habe sie noch nie geküßt, wie die seidenweichen Nüstern meiner «Providence». Nur die Schildwache vor der Kollaborationistenburg wundert sich, wie wir nun etwas übermütig singend Arm in Arm der düstern Mauer entlang kommen, denn ich habe natürlich nach altem Kavaliersbrauch die blonde Blanchette bis vor ihre Türe geleitet.



«Providence» am hintern Tor von La Haye Sainte



Wie die «Providence» zum Dreimäderlhaus zu Hadonlage trabt und
durch die Minenfelder nach dem alten Thionville marschiert
und wir Abschied nehmen vom schönen Frankreich und nach Luxemburg ziehen

Von Metz weg nehmen wir die berühmte «Voie de la Liberté 1944», und die «Providence» ist so wohl ausgeruht und so gut am Hafer, daß sie bei der Porte des Allemands fast die Marktstände überrennt. Ich vermag sie kaum zu zügeln und bin froh, wie wir endlich aus diesem Metz heraus sind und die Landstraße uns wieder aufnimmt. Eine prächtige Ebene beidseits der Autostraße lockt mit ihren Stoppelfeldern und weichen Matten und führt uns immer wieder in Versuchung, seitab zu traben, trotz der vielen Warnungstafeln, fast an jeder dritten Telephonstange: «Attention! Ce terrain miné a été nettoyé par des équipes de spécialistes. Mais tout risque n'est pas écarté!» Aber schließlich pflügen nun die Bauern hier seit zwei Jahren wieder und Kühe und Schafe weiden. Der Gendarm von Seinecour, den wir fragen, ist allerdings skeptisch. Hundertmal könne man über das gleiche Feld und nichts passiere, aber plötzlich einmal gehe wieder ein Bauer in die Luft. Der Gendarm weiß noch eine ganz absonderliche Geschichte von einem Holzfuhmann, der fast zwei Jahre lang viele hundert Fuhren Holz mit seinem Traktor über den gleichen Waldweg schleppte, bis er letztes Jahr mitsamt seiner Maschine hochging. Das sei der letzte bekannte Fall gewesen in dieser Gegend. Unser Übermut hat einen wirksamen Dämpfer erhalten, und wir reiten ganz sachte und demütig zurück auf die «Voie de la Liberté», und ich bin erst wieder ruhig, wie die Hufeisen meiner «Providence» über den spiegelharten Asphalt klappern.

Ein prächtiges Schloß linker Hand in einem schönen großen Park. Die ganze Mittelfront mit der doppelseitigen Freitreppe ist aufgerissen, das Schloß ist ausgebrannt und verlassen, die Parkbäume tragen viele Warnungstafeln: Danger de mines! Zerschossene Dörfer säumen die Freiheitsstraße. Auch Hadonlange wurde fast restlos zerstört. Der Pintenwirt wußte sich zu helfen. Eine Baracke wurde außerhalb des Trümmerfeldes erstellt. Drei junge Mädchen schauen aus dem Fenster, wie ich die «Providence» ab dem Wind hinter die Baracke stelle und ihr den Kopfsack umhänge. In der Baracke ist es gemütlich und warm. Das Essen ist einfach und gut. «Fein, fein, schmeckt uns der Wein, wenn man zwanzig ist», tönt es aus irgendeinem Sender, und die drei Mädchen wollen mit mir tanzen, bis die Mutter erscheint und sie scheltend zur Arbeit weist.

Drei deutsche Kriegsgefangene rühren Gips an in einem hölzernen Bottich. Sie sind aus der Ostzone und wollen nicht heim, solange ihre Heimat von den Russen besetzt sei. Sie haben ihren Zivilarbeitsvertrag unterschrieben, und wenn das Heimweh nicht wäre, gefiele es ihnen gut hier in Frankreich. Arbeit fänden sie genug, noch auf viele Jahre. Das erste Jahr, ja, da sei es hart gewesen und man habe oft genug die Abneigung, ja den Haß der Bevölkerung zu spüren bekommen. Aber jetzt sei das längst verflogen, sie arbeiteten hier und bauten wieder auf nach Kräften, und die Franzosen anerkannten das, eine gewisse Achtung habe der Abneigung Platz gemacht. Auf der Landstraße zieht eine halbe Kompanie dieser deutschen

Prisonniers de guerre an uns vorüber, vorab ein Feldwebel, wie er im Buche steht, aufwärts gewirbelte Schnauzenden, die schräg abgeflachte Dienstmütze mit Schirm exakt aufgesetzt, sauber gebürstet die verschlissene feldgraue Montur. Sie marschieren und singen, aber nicht laut und herausfordernd, und nicht die abgehackten Nazi-Weisen, sie singen ein altdeutsches, melancholisches Wanderlied.

Es schneit richtig, wie wir weiterziehen, und es schneit so ausgiebig, daß wir bald ganz überzuckert sind, die «Providence» und ich. Wir holen einen Bauern ein, der einen dicken Hengst vor seinem Zweiradkarren hat, und wir reiten nebenher. Wenn der erste Schnee liegenbleibe, gebe es einen kalten Winter, meint er. Ob ich schon Quartier habe für mein Pferd? Er möchte mich gerne mitnehmen in sein Dorf, aber dieses sei so arg zerschossen und sein Hengst sei nur in einem provisorischen Bretterstall untergebracht, so bleibe ich besser in Thionville. Beim Pferdehändler Levy gebe es gewiß Platz, er wolle mich hinführen. Bauer sei er erst seit dem Kriege, von Beruf sei er Gießereiarbeiter. Aber ein Onkel sei im Kriege umgekommen und habe ihm sein Gütchen hinterlassen, ein sehr kleines Gütchen, nur für zwei Kühe. Darum halte er noch diesen Hengst, mit dem er allerlei Fahrten besorge. «Il faut bien se débrouiller comme on peut.»

Riesige Gießereien und Schmelzwerke beidseitig der Straße sind gänzlich unzerstört, worüber wir uns wundern. Doch der Bauer lächelt pfffig. Die Deutschen hätten diese Werke so lange wie möglich geschont, dann sei der Vormarsch so schnell gekommen, daß zur Zerstörung keine Zeit mehr geblieben sei. Mit den kleinen Dörfern habe man tabula rasa gemacht, den Besitz der Großindustrie aber geschont, jeder könne sich dazu seine Gedanken machen, meint der Bauer und treibt seinen dicken Hengst zu einem kleinen Trabe an. Wir sind froh, wie die Lichter von Thionville auftauchen.

M. Levy empfängt uns sehr freundlich. Seinen Stall hatten die Deutschen während der Besetzung in eine Garage umgewandelt, nun hat er ihn wieder in einen Stall umgebaut. So findet die «Providence» ihr Quartier. Das erste Hotel, das mir Herr Levy nennt, ist besetzt, das zweite ist geschlossen. Das erscheint uns völlig unverständlich, aber jede Woche einen Tag schließen abwechselungsweise die Hotels, und wenn die Gäste auf der Straße bleiben müssen. Wie ich bemerke, daß das in der Schweiz undenkbar wäre, belehrt mich ein alter Herr im nächsten Cafe, das sei wegen Mangel an Personal und daheriger Unmöglichkeit, Ablösungen einzuschalten, und die Schließung sei nun eben Vorschrift. Mais, nom de pipe, wo denn eigentlich die Franzosen alle steckten, möchte ich wissen, die Bauern auf dem Lande beklagten sich, alles ziehe nach der Stadt, und ohne die deutschen Kriegsgefangenen würde sich das Land bald zur Einöde wandeln, und die Hotels in der Stadt könnten nicht einmal durchgehend öffnen, und auch wieder wegen Mangel an Arbeitskräften? Der alte Herr zieht die Augenbrauen bedeutungsvoll in die Höhe. «Que voulez-vous, m'sieur!», hier in Frankreich sei das eben so, auf sieben Franzosen seien zwei Bauern, zwei Arbeiter und einer Beamter, die zwei übrigen aber Händler. Jeder Dritte wolle mit irgend etwas handeln.

Endlich finde ich ein Hotel, und da es bereits gegen neun Uhr abends rückt, möchte ich den Portier zur Bahn nach meinem Koffer schicken, derweil ich zu Abend speise. Aber er will nicht gehen, das sei ihm zu weit. Ich offeriere ihm hundert Franken Trinkgeld, wenn er den Koffer hole. Nicht für zweihundert, eröffnet er mir und geht vor die Türe Maulaffen feilhalten. So gehe ich selbst hin und denke an den kleinen schwarzen Kellner von Sarrebourg, wie ich nun meinen schweren Koffer zwanzig Minuten weit vom Bahnhof herschleppe, denn Taxi finde ich auch keinen. Im Hotel gibt es nichts zu essen und nebenan im Restaurant nur einen schwarzen Kaffee und Biskuits. Dies scheint mir auch eines der Krankheitssymptome der französischen Wirtschaft zu sein, diese Unlust vieler, durch Arbeit Geld zu verdienen, Portiers, denen zweihundert Francs Trinkgeld ungenügend erscheinen, um einen Koffer von der Bahn zu holen, Hotels, die einfach schließen, auch wenn sie das letzte Zimmer ausmieten könnten, Restaurants, die dem Gast kein anderes Abendessen bieten als schwarzen Kaffee und trockene Biskuits.

Du schönes, altes Thionville, du duckst dich gleichsam in dieser finstern Novembernacht mit deinen spärlich beleuchteten Altstadtgassen, wo kleine Läden ihre Weihnachtssachen ausstellen. Deine alten Bastionen drohen seit Jahrhunderten über die sanften Wellen der Mosel, und deine grauen Wehrmauern glitzern im Regen wie die Rüstungen der Ritter längst vergangener Zeiten. Deine schöne, alte Brücke ist gesprengt, wie alle Brücken in Lothringen, und der Notsteg aus Holz und Eisen entspricht nicht deiner Würde, du wehrhafte Stadt.

Wiederum schneit es, wie wir am Morgen weiterziehen, der luxemburgischen Grenze zu. Wir nehmen nun Abschied von dir, du schönes, gutes Frankreich, du reiches und ach so armes Land. Wir lieben dich, mehr denn je. Einst warst du das erste und stolzeste aller Länder, viele hundert Jahre lang, doch wie schwer liegt die Zeit hinter und wie unsäglich schwer liegt sie vor dir! Wir wissen, wie schrecklich das war, drei große Kriege in kurzen siebzig Jahren, die Blüte deiner Jugend Generation um Generation dahingemäht, zu Tausenden zerstört deine stillen, einfachen Dörfer, zu Hunderten deine fleißigen, altehrwürdigen Städte. Das lahmt, das entmutigt, das entnervt! Und dennoch haben wir den Glauben an dich nicht aufgegeben. Du wirst wieder sein, was du warst: ein Hort der Humanität, die glänzende Kanzel des Esprit, das Herz der Zivilisation, die uneinnehmbare Zinne der Freiheit und Demokratie! Wir grüßen dich, Frankreich!

So du uns aber fragen würdest, uns, die wir dich so sehr lieben - woran kranke ich? - so möchten wir dir sagen, was uns jener alte Bauer auf der geborstenen Kirchhofmauer zu Remilly sagte: «Frankreich kann rasch genesen. Es braucht nur eines: Arbeit! Wir haben zu viele Leute, die ohne Arbeit leben wollen. Wir haben viermal mehr sogenannte Kaufleute und viermal weniger Waren als vor dem Krieg. Das ist's. Daher die Teuerung, die dem Arbeiter den Lohn unter der Hand versickern läßt. Arbeit, Stabilität der Preise, rücksichtslose Ausmerzungen der Spekulation!» Und - so möchten wir einzig beifügen: hundert Jahre Frieden. Aber das geht uns

alle an und ist unser aller Aufgabe, soll nicht ein dritter großer Krieg die letzten Reste der Zivilisation in unserm alten Europa zertrümmern.

Grenze bei Evranges. Der Schnee ist in Regen übergegangen; rechts der kotigen Straße steht eine Baracke, links oben am Bord ein winziges Haus mit einer traurigen, regendurchtränkten Trikolore am Mast. Welch ein gemütlicher Grenzposten. Die guten Douaniers sind von der außergewöhnlichen Grenztraversierung zu Pferd so gänzlich aus dem Konzept, daß sie überhaupt nach nichts fragen, weder nach Devisen noch nach Gold noch nach irgend etwas. Den Pferde-Transitpaß muß ich ihnen förmlich aufdrängen, damit sie ihn abstempeln und nach Mülhausen zurückschicken.

Fünzig Schritte geht's hinunter zum luxemburgischen Zoll. Hier geht's genauer zu. Erst heißt es: «Impossible, vous ne pouvez pas entrer avec votre cheval!» Ich suche ihnen dieses «impossible» auszureden, und der Chef telefoniert lange mit der Residenz, schließlich eröffnet er mir, ich hätte 1775 belgische Franken Zolldepot zu leisten, die mir beim Übertritt über die holländische Grenze zurückerstattet würden.

Zwei Stunden hat meine «Providence» im Regen draußen warten müssen, und wiederum ist es schon Nacht, wie wir, mit vielen neuen Papieren in der Kartentasche, ins Großherzogtum Luxemburg einmarschieren. Noch vierzehn Kilometer ist es bis zur Hauptstadt, und wir haben es eilig, denn wir werden uns nach unserm Quartier durchfragen müssen. Es wird wieder einmal sehr spät werden, «allons, dépêche-toi, ma chère!» Doch da holt uns ein großer Lastwagen ein, ein freundlicher Herr sitzt am Steuer und fragt nach unserm Reiseziel und lädt uns gleich ein, mitzufahren, denn er habe da einen Pferdetransportwagen und fahre heim nach Luxemburg, er sei Pferdehändler dort. Erst zögere ich, denn das ist gänzlich gegen unser Prinzip, aber wir sind schon so durch und durch naß, und es schneit wieder erbarmungslos, und der freundliche Herr hat schon die Rückwand als Brücke hinuntergelassen, da sagen wir zu. Ich habe zwar einige Bedenken, ob die «Providence» diese steile Brücke hinaufklettern wird, aber sie folgt mir mit der größten Selbstverständlichkeit, wird angebunden, die Rückwand wird wieder hochgekurbelt und gut verschlossen, und nun geht's auf elastischen Federn merkwürdig schnell, im Tempo der neuen Zeit, und in einer Viertelstunde sind wir schon im lichterstrahlenden Luxemburg.

Der Händler weiß viel zu erzählen. Jetzt gehe das Geschäft miserabel. Die große Dürre und Futterknappheit des letzten Sommers halte die Bauern ab, Pferde zu kaufen. An alten Pferden, zum Schlachten, sei ein großes Überangebot, denn man stelle alles irgendwie Entbehrliche an Rossen und Vieh aus dem Stall. Allwöchentlich habe er zwei Transporte alter Pferde, sie gingen nach Paris und nach Brüssel in die großen Schlächtereien. Aber zu verdienen sei an ihnen fast nichts. Er fahre mit seinem Wagen bis weit hinein nach Frankreich und bis hinunter nach Holland, er habe für alle drei Länder die Handelslizenzen. Jetzt komme er mit seinem Pferdetransportwagen von Basel, er habe diesmal nicht ein altes, müdes Pferd auf seine letzte Reise geführt, sondern ein sehr kostbares Rennpferd. Da müsse einer fahren können und dürfe

nicht brüsk abstoppen, damit das Pferd im Wagen nicht stürze und sich verletze. Hierzulande sei die Konkurrenz des Traktors noch wenig spürbar. Für den Bauern seien die Pferde immer noch die billigste Zugkraft, das Geld bleibe auf dem Hof, Futter habe man selbst genug, aber sobald einer einen Traktor anschaffe, müsse er stetsfort in den Geldsäckel langen für Treibstoff und Pneu und teure Reparaturen. Nie werde das Pferd gänzlich verdrängt werden. In der Stadt aber sei das Auto Trumpf. Ich solle mir die prächtigen Limousinen ansehen in Luxemburg, alles neueste Amerikaner Modelle, man konnte glauben, in Luxemburg und auch in Belgien gebe es scheffelweise Millionäre. Dabei führen die meisten auf Abzahlungsraten und Monatswechseln. So plaudert unser Freund, derweil er scharfäugig um die Kurven steuert. Mir scheint er ein erfahrener und vorsichtiger Mann, jedenfalls ein guter Kaufmann zu sein.



Das Herrenhaus der Ferme de La Haye Sainte



Wie die «Providence» beim Adam ein herrliches Quartier findet
und wir mit der Eva Kegel schieben im lichterstrahlenden Luxemburg
und welch teuflsmäßige Sprünge unser Koffer macht

Bei den Brüdern Adam, zwei alten Pferdehändlern, findet «Providence» ein herrliches Quartier, und der eine der Herren Adam bereitet ihr selbst die Streue und wirft ihr reichlich Heu und Hafer vor.

Protzig stehen zu Hunderten die neuesten amerikanischen Limousinen auf Plätzen und Straßen herum und künden dem Fremdling den Reichtum des kleinen Landes, das sich so merkwürdig schnell von Krieg und fremder Besetzung erholt hat. Welch ein Unterschied gegen das große Frankreich. Wie wenig gilt hier der französische Franken, zu jedem Schundkurs wird er gehandelt! Beim Abendessen beklagt sich mein Tischnachbar, ein Thionviller, viele Franzosen seien gerade heute hier und in großer Verlegenheit. Am Morgen hätten die Banken den französischen Franken noch eingewechselt, und nun plötzlich am Nachmittag nicht mehr. So gehe das hier oft, und man wisse nie, ob man nicht plötzlich mit dem ganzen Portefeuille voll Fünftausendernoten aufgeschmissen sei wie ein Straßenbettler.

Luxemburg ist eine glänzende, eine blitzsaubere Stadt. Sie kann sich mit jeder Schweizer Stadt messen. Tausende von Lichtreklamen in allen Farben beleuchten die imposante Hauptstraße. Sie ist eine historische Stadt, während Jahrhunderten war sie die stärkste Festung auf viele hundert Meilen. Ein tiefer, breiter Festungsgraben, heute mit Promenaden und kleinen Zierwäldchen bestanden, trennt sie in zwei Hälften, mächtige graue Ringmauern und Bastionen und Wehrtürme flankieren sie von schroffer Felswand herab. Das Leben in Luxemburg ist teuer, hundert luxemburgische oder belgische Francs - also zehn Schweizer Franken - und mehr ein Hotelzimmer, siebzig bis achtzig Francs ein bescheidenes Abendessen, beileibe nicht mit Wein. Der Wein ist sündhaft teuer, hundertfünfzig Francs und mehr die Flasche. Alles trinkt Bier, ein sehr gutes Bier übrigens, weit über die Landesgrenzen bekannt. Das beste Bier der Welt, c'est reconnu, behauptet ernsthaft der beleibte sechzigjährige Garçon. Ob er auch deutsch spreche? frage ich ihn. «Plus jamais», lautet der Bescheid, luxemburgisch, französisch, englisch, wenn ich wolle, aber nie wieder deutsch. Fast fünf Jahre lang habe er genug Gelegenheit gehabt, deutsch zu sprechen, denn das Hotel sei stets von deutschen Offizieren belegt gewesen, das genüge ihm für den Rest des Lebens, nie mehr werde man ein deutsches Wort von ihm hören. In jedem Speisesaal, in jeder Wirtschaft, in fast allen Geschäften hängt das Bild der Großherzogin mit einer Landkarte von Luxemburg und dem Gelöbnis darunter: «Wir wollen bleiben, was wir sind.» Die Luxemburger sind also keine Imperialisten, obgleich sie allen historischen Vorwand hätten dazu; denn Luxemburg war früher mehr als dreimal so groß, Belgien hat das Hauptstück weggenommen mit der ganzen Provinz Belgisch-Luxemburg, die

Niederlande Limburg, Frankreich Thionville, Montmedy. Wie gerade ein kleines Land seinen Bürgern großen Wohlstand bieten kann, beweist nicht nur unser Helvetien, sondern zur Evidenz gerade dieses kleine Luxemburg. Allen großmachtsüchtigen Imperialisten könnte es Beispiel sein.

Eve ist ein sehr verzogenes Kind. Sie weiß, daß sie sehr hübsch ist, und sie ist in jenem gefährlichen Alter zwischen sechzehn und siebzehn. Dem Papa hat sie keine Ruhe gelassen, bis sie mir nachgefahren sind aus der Gegend von Thionville bis nach Luxemburg, sie möchte die «Providence» sehen. Gerne mache ich den Cicerone zum Stall, und Eva umarmt meinen Fuchs und steckt ihm viel Zucker zwischen die Lippen. Dann will der freundliche alte Papa mit seinem lockigen Töchterlein zurück nach Thionville. Aber sie will nicht, sie will mit Monsieur - das bin ich - den Abend verbringen, sie will in die «Boîtes de nuit» tanzen gehen und der Papa könne ja derweil ins Hotel. Der gute Papa versucht ihr das auszureden: «Ça ne va pas, mignonne, sois rai-sonnable, mon enfant, il faut rentrer.» Sie stämpelt und trotzt und schließlich machen wir einen Kompromiß. Sie liebt ein männliches Spiel - Kegel schieben. Also gehen wir in eine Kegelbahn, da sonst niemand da ist, müssen der Wirt und der Garçon mithelfen. Der Wirt macht den Kegelbuben, der Garçon und der alte Papa haben die eine Partie, die Eva und ich die andere. Der Garçon wirft die Kugeln wie ein Satan und trifft nie daneben, desto schlechter spielt erfreulicherweise der Papa, so verlieren die Eva und ich die dreifache Runde nur 2:1. Nun gibt der Papa nicht mehr lugg, und sie muß hinein in die glänzende Limousine, trotz ihres Schmollens, diese kleine Eva, und bald entschwindet sie, zum Rückfenster hinauswinkend, über den regenglitzernden Bahnhofplatz der Residenz.

Meine Hotelière lernte ich vor drei Jahren im Gotthardzug kennen. Sie fährt alle Jahre auf drei Wochen in die Schweiz, nach dem Tessin oder dem Engadin. Die Schweiz ist für sie das Nonplusultra von landschaftlicher Schönheit, und mit Lugano, Locarno, Pontresina und St. Moritz lasse sich nichts vergleichen. Hier, Luxemburg, sei auch ein schönes Land, und die Niederländer, die das erstemal nach Luxemburg kämen, staunten über die herrlichen Bergwälder und Schluchten und Felspartien, aber die Schweiz - sie schnalzt mit der Zunge - es gebe eben nur eine Schweiz. Sie ist glücklich, daß ich ihr noch einige Ferienpläne ausarbeite - Wengen, Weggis, Zermatt, Montreux. Alles müsse sie noch sehen, versichert sie, ihr Mann reise nicht gerne, aber sie. Und ein Hotelier sollte selbst auch reisen und nicht immer nur hinter seinem Oberkellner und dem Koch her sein. Ich sei nicht der erste Gast, den sie auf ihren Schweizer Reisen gewonnen habe, das mache sich bezahlt. Nun, geschäftstüchtig ist sie, und ihr Hotel ist glänzend geführt. Vieles habe sie gerade in Schweizer Hotels zugelernt, und oft gegen die Abneigung ihres Mannes für Neuerungen, eingeführt, und nachher habe er ihr immer recht gegeben.

Luxembourg - petit Paris. Mit dem Neffen des Hoteliers sehen wir uns das an. Es gibt da sehr schöne und sehr teure Bars. Von elf Uhr an gibt es halbnackte Chanteusen und ganznackte Nackttänzerinnen und andere Attraktionen. Die Atmosphäre gefällt uns hier nicht, und so gehen wir in eine richtige, ganz billige Arbeiterbeiz, die es auch in der großherzoglichen Residenz gibt. Die Wirtin spricht nur luxemburgisch, das wie holländisch klingt. Französisch versteht sie nicht, deutsch will sie nicht verstehen, dolmetscht mein Begleiter.

Damit du nun nicht glaubst, lieber Leser, eine solche Reise zu Pferd durch fremde Lande sei lauter Honiglecken und Karussellfahren, wollen wir dir erzählen, wie so ein Tagespensum etwa aussieht: 6 Uhr Tagwache, zum Stall - oft sind Stall und Herberge weit auseinander, Pferdeputzen, Sattel aufpacken, füttern, tränken, zurück zum Hotel, Koffer packen, zur Bahn buckeln, aufgeben mit vielem Warten, Frühstück, zurück zum Stall, Abmarsch etwa 8 Uhr, oft erst 9 oder 10 Uhr, wenn man zu lange warten mußte am Gepäckschalter. Um den Koffer zuverlässig zu spedieren, gibt man ihn am besten als Bagage à main. Das bedingt, daß man ein einfaches Billett löst bis zum Bestimmungsort. Dies verteuert den Nachschub erheblich. Reiten und marschieren bis 1 Uhr. Mittags, Verpflegung für Mann und Roß in irgendeiner Ferme oder bei einer kleinen Pinte, Weitemarsch bis in die Nacht, Quartiersuchen, Pferdversorgen, Hotel suchen, Koffer holen am Bahnhof, nach dem Pferd sehen, Nachtessen, Schreiben bis Mitternacht, nochmals nach dem Pferd sehen und dann sehr gut schlafen, alle Abend in einem andern Kahn. Das alles geht aber nicht immer so glatt. Wir wollen dir nun ganz kurz erklären, welch sonderbare Sprünge unser Koffer machte an der luxemburgischen Grenze. Denn nur, weil mein Koffer nicht ankam, hatte ich Zeit, in die Boîtes de nuit zu gehen. Ich habe ihn vor meiner Abreise am Bahnhof in Thionville verzollt und richtig hierher nach Luxemburg aufgegeben. Er ist am Abend nicht da, er ist am Morgen nicht da, am Bahnhof und am Zoll zu Luxemburg hat man ihn nicht gesehen. Lange Gespräche mit Thionville, mit dem französischen Zoll, mit der Bahn. Sie wissen von nichts. Telefon mit der luxemburgischen Grenzstation Bettembourg. Kein Koffer ist dort. Kurz entschlossen setze ich mich in den nächsten Zug und reise nach Frankreich zurück, nach Thionville. Niemand weiß etwas von meinem Koffer, er ist einfach spurlos verschwunden. Die Zöllner schieben es auf die Bahn, die Bahn auf den Zoll. Da gehe ich direkt zum Chef de bureau und heize ihm ein. Wenn ich bis Mittag nicht wisse wo mein Koffer hingekommen sei, mache ich Anzeige und Beschwerde. Am Mittag strahlt der Chef, wie ich wieder vorspreche: M'sieur möge entschuldigen, «ces imbéciles, ces espèces d'idiots» hätten ihn auf der französischen Grenzstation Zouffgen einfach vom Zug heruntergeschmissen als «bagage non accompagné». Dort liege er und er könne ihn mit dem Nachtzüglein nach Thionville zurückkommen lassen. Das paßt mir nicht. Schon habe ich wegen dieses Koffers einen ganzen Tag verloren und soll nun noch bis morgen warten? Ich nehme ein Taxi, fahre die 20 Kilometer nach Zouffgen, wo sich herausstellt, daß nicht diese «espèces d'idiots de Zouffgen» schuld sind, sondern gerade der Zoll von Thionville, der unterließ, den Koffer als

verzollt anzumerken. Diese Irrfahrt meines Koffers kostet mich annähernd 2000 französische Francs, und erst in der Nacht bin ich wieder in Luxemburg.

Diese Bahnfahrt muß ich übrigens kurz schildern. Reise einmal in Frankreich mit einem Nebenausbähnli, lieber Leser, und du wirst das Reisen in der Schweiz zu schätzen wissen. Vorn am Zügli die kleine, wichtig pustende Dampflokomotive, die unnötig viel pfeift, der Teufel weiß für was. Nun hast du sehr lange dich vor der Perronsperre in der Menge herumdrücken lassen. Schon diese Perronsperre würde dir unnötiges Reisen verleiden. Jetzt hastet alles nach den kleinen Bahnwäglein. Man zwingt sich hinein, das Licht geht gerade nicht an unserm Wagen und auf unsere Frage zuckt der Kondukteur die Achseln: «ÇA ne marche pas, que voulez-vous?» Nun sitzt du eng zusammengepfercht auf diesen Holzbänken mit allerlei Leuten, die du im Finstern nicht siehst, und die schmalen Fensterlein sind fest eingekittet und nicht zu öffnen. Die Türe wird geschlossen, und man hockt wie in einer Konservenbüchse. Dann wieder ein Pfiff, und das Züglein setzt sich gleichsam widerwillig in rumpelnde Bewegung. Il faut bien, il faut bien, ächzen die Achsen und Räder über die Weichen und dann immer schneller über die Schienenbindungen: ghei nid um, ghei nid um, heit-ech, heit-ech, ghei nid um. So geht es hinaus in die pechfinstere Nacht, und an jeder Station hält das Zügli und schwarze Gestalten steigen ein und aus, eng sitzt man Ellenbogen an Ellenbogen eine kurze Viertelstunde mit Leuten, die man vorher nie sah, jetzt nicht sieht und nie mehr sehen wird im ganzen Leben, und alles kommt einem irgendwie unwirklich und verwunschen vor. «Zouffgen» hören wir draußen den Kondukteur ausrufen, da wären wir also wieder an dieser weltberühmten Grenzstation, und die Zöllner und Sünder kommen mit ihren Blendlaternen - «ah, la valise célèbre du monsieur suisse », schmunzelt ein alter Douanier beim Laternenschein und läßt sie gar nicht öffnen, sondern macht gleich sein Kreuz, die Fraueli und Männer neben mir aber müssen ihre Körbe auspacken und ihre Netze, und dann geht nach einer langen Viertelstunde das Zügli pustend über die Grenze nach dem luxemburgischen Bettembourg. Hier muß alles aus dem Züglein heraus, und ich habe auch mit meinem wiedergefundenen Koffer den luxemburgischen Zoll zu passieren, aber es geht rasch und freundlich, und wir sind froh, wieder in die Konservenkiste zu kriechen, die uns nun rumpelnd in die großherzogliche Residenz zurückträgt.



Wie die «Providence» durch die finstern Wälder der Ardennen trabt
und mit dem zischenden Drachen kämpft
und uns der Dieb von Martelange gute Ratschläge gibt
und wir Einzug halten in der kleinen Stadt der Ritter ohne Furcht und Tadel

Ja, Luxemburg muß ein reiches Land sein; wir sehen viele prächtige Villen und Schlösser, wie wir aus der großherzoglichen Residenz hinausziehen, und alle Parks sind wohlgepflegt, und die Tore hängen nirgends in rostigen Angeln. Nach langen zehn Regentagen droht zwar noch ein finsterer Himmel; aber er verschont uns mit seinem Segen, und wir traben schlank der belgischen Grenze zu. Wir sind guter Dinge; diesmal wird es rasch gehen; denn seit der Institution von «Benelux» gibt es ja keine Zollgrenze mehr. Wie wir uns nun aber dieser von der Natur nicht gewollten imaginären Linie nähern, staunen wir, denn viele Automobile und Lastwagen halten auf der Straße und fahren in Intervallen weiter, und das riecht auf tausend Meter nach Zöllnern und Sündern. Wir aber beschließen, dieses vielgepriesene «Benelux» auf die Nagelprobe zu stellen, und schlagen einen schlanken Trab an, und wie wir die luxemburgischen Gendarmen passieren, heben wir nur nachlässig den Zeigefinger der rechten Hand zum Hutrand: «Na, servus, schön war's in Luxemburg.» Sie salutieren und lassen uns durch, und nun attackieren wir frisch die belgische Linie, Aber hier geht's nicht. Sieben Gendarmen sperren die Straße und sind sehr erstaunt, daß wir hier so mir nichts, dir nichts durchtraben wollen. Da wir mit Belgien keinen Krieg anfangen können, muß ich wohl meine «Providence» einzügeln und absitzen, und die Gendarmen umringen mich und fragen nach woher und wohin. Wieder ist es erst «absolument impossible», so einfach ins Königreich Belgien zu Pferd einzudringen; aber ich sage ihnen, daß ich die Sache mit dem luxemburgischen Zoll in Ordnung habe und daß dies doch auch für Belgien gelten müsse seit dem berühmten Zollabkommen von Benelux. Doch die hübsch uniformierten Gendarmen schütteln ihre weisen Häupter, ja, das sei ganz etwas anderes, und übrigens müsse ich zuerst in Brüssel für mein Pferd ein richtiges Einreisegesuch stellen, und das könne natürlich einige Wochen dauern. Ich lache sie einfach aus, sie seien ja hinter dem Mond daheim. Die belgischen Zeitungen hätten doch bereits von meinem Ritt berichtet, und ich lasse es sehr darauf ankommen, hier aufgehalten zu werden, gehe ins nächste Wirtshaus mit meinem Pferd auf Kosten des belgischen Königreiches, und dann würden wir ja sehen. Sie beraten sich; sie telefonieren irgendwohin. Der Kommandant erscheint, ein netter älterer Herr; er hat tatsächlich von meinem Ritt in der «Libre Belgique» gelesen, und da werde es schon in Ordnung sein. Nur der Grenztierarzt müsse her, und ich hätte nochmals Gebühren zu hinterlegen, insgesamt 1405 belgische Franken. So viele belgische Franken habe ich gar nicht auf mir, weil mir schon der Luxemburger Zoll meine belgischen Franken abknöpfte. Ich will in Schweizer Franken bezahlen; aber der Kommandant zuckt bedauernd die Achseln: sie akzeptierten nur belgische Franken. Ich suche ihnen zu beweisen, daß der Schweizer Franken

gerade zwölfmal soviel wert sei wie der belgische, ja, daß unsere Währung so ziemlich die hieb- und stichfesteste der Welt und es lächerlich sei, wenn sie sie nicht akzeptierten. Aber sie bleiben hartnäckig dabei - nur belgische Franken. Da hält eine feine Limousine, und der Herr interessiert sich, was das für ein schönes Pferd sei, und er hört von unserm Währungsstreit und anbietet sich spontan, den Betrag für mich zu bezahlen; ich könne ihm das dann in Arlon zurückbezahlen; er sei Pferdehändler dort, und ich solle mit der «Providence» bei ihm Stall beziehen; ich sei sein Gast. Nun, dieser Pferdehändler ist wieder ein Herr Levy. In Pfalzburg, in Saarburg, in Metz, in Thionville, in Luxemburg, in Arlon, überall waren es die jüdischen Pferdehändler, die mir spontan ihre Stallungen zur Verfügung stellten.

So wäre die geldliche Seite dieser dritten Grenztraversierung in Ordnung. Nun warten wir noch auf den Grenztierarzt, der nach zwei Stunden erscheint, ein freundlicher alter Herr, der einfach das schweizerische Armeeverbal der «Providence» abschreibt und dann wieder in seinen Citroen sitzt und eilig nach Hause strebt; denn inzwischen ist es längst Nacht geworden.

Während all dieses langen Wartens hat mich der Grenzkommandant in ein ernstes Gespräch gezogen. Auch er sieht die Lage in Europa schwarz in schwarz. Wenn die Russen kommen, wird sie niemand aufhalten können, meint er. Es gebe nur noch eine intakte und starke Armee auf dem Kontinent - die schweizerische. «Une armee excellente, c'est reconnu!» Ob wir uns schlagen würden, unter allen Umständen? Ich versichere ihm, daß wir uns schlagen würden, wenn wir angegriffen würden. Aber dazu werde es nicht kommen. Seine Rechnung gehe nicht auf. Er habe das Allerwichtigste gänzlich unbeachtet gelassen. Gegen Atombomben nützten die stärksten Landheere nichts. Er zuckt die Achseln und wünscht mir gute Reise.

So habe ich meine Gedanken, wie ich nun neben meiner «Providence» her durch die finstere Nacht gegen Arlon ziehe. Wir sehen diese lahrende Ungewißheit und Mutlosigkeit ringsum; wir wissen, wir können uns nur auf unsere Kraft allein verlassen, auf unsern unbeugsamen Willen, zu bleiben, was wir sind, coûte que coûte, und gegen wen immer!

Finster und endlos sind die Wälder der Ardennen, die sich über hundert Hügel breiten und zu dunklen Tälern niedersteigen. Meist stehen die Tannen so dicht, daß man keine zehn Meter in den Wald hineinblicken kann. Ein kleines Schmalspurbähnchen zieht sich längs der Straße hin, überkreuzt sie zuweilen, verschwindet wieder ganz im Dunkel und ist plötzlich wieder da, und jedesmal schnaubt «Providence» entrüstet, wenn dieser zischende Drache fast unvermittelt aus dem Dickicht der Tannen bricht. Das Bähnlein ist übrigens ein sehr nützlicher und fleißiger Drache, es schleppt riesige Lasten Holz aus diesen endlosen Wäldern, den einzigen großen Waldgebieten des Königreiches Belgien. Hie und da kreuzt oder überholt uns in rasendem Tempo ein Automobil, dann wandern wir wieder allein durch den finstern Tann. Nun nähert sich uns ein sonderbarer Wagen: zwei struppige Pferde traben zockelnd an der Deichsel, es ist ein Wohnwagen mit vielen kleinen Fensterlein, ein Zigeunerwagen. Am Fensterchen der Vorderfront sitzt eine alte Zigeunerin und strickt, doch alle paar hundert Schritt öffnet sie das Fensterchen und knallt mit der Peitsche, dann sitzt sie wieder ab und strickt, und wenn die

Pferde in Schritt fallen wollen, schimpft sie heraus, haut ihnen eins über, weiter geht's im Trab. Am hintern Fensterlein schauen zwei kraushaarige Kinderköpfchen mit großen, schwarzen Augen heraus, der zurückgleitenden Straße nach, und ich winke ihnen, und eines patscht mit den Händchen an die Scheiben,

Ein alter Mann schiebt mühsam eine Karre mit Holz eine ziemlich lange Steigung hinan, und ich sitze ab, ihm zu helfen. Die «Providence» kann ich nicht vorspannen, denn ich habe keine Stricke, und sie würde nur Dummheiten machen, sie hat noch nie einen Wagen gezogen. Der alte Mann erzählt, dieses feuchte Novemberwetter sei für ihn die schrecklichste Jahreszeit, ihn plage Gicht und Rheumatismen seit dem ersten Weltkrieg. Vier Jahre sei er im Schützengraben gelegen, vier Jahre! Für die einfachen Soldaten sei der Vierzehner Krieg viel schrecklicher gewesen als der letzte. Die heutige Generation würde das nicht mehr aushalten, einen vierjährigen Stellungskrieg, meint er, nichts als Dreck und Feuchtigkeit und Ratten und Ungeziefer. Oben an der Steigung bedankt er sich sehr für meine Hilfe. Er lebe allein mit seiner Tochter und ihren vier Kindern, der Schwiegersohn sei im letzten Krieg gefallen. Die Tochter gehe in die Fabrik, er besorge den Haushalt und hege die Kinder und schlepe das Holz herbei. Der Krieg sei das Übel aller Übel.

In endloser Schleife steigt die Straße nieder zu den riesigen Schieferbergwerken von Martelange. Im Tale häufen sich hohe, glänzende Berge. Erst glaubte ich, es sei Steinkohle, aber es ist Schieferabfall. Martelange ist ein langgezogenes, trostloses Dorf, aber die Martelanger finden ihre Heimat schön, sie kennen nichts anderes als diese schwarzen Schieferberge und diese dunklen Wälder.

An der nächsten Steigung überholt uns langsam ein Traktor mit drei angehängten Zigeuner-Wohnwagen. Der erste Wagen hat ein Kaminrohr, aus dem der Rauch träge schleicht, wahrscheinlich die Zigeunerküche. Ein schnauzbärtiger Zigeuner steuert den Traktor und grüßt freundlich, wie er neben uns ratternd vorüberzieht. Wenn sich nun auch noch die Zigeuner motorisieren - dann Zigeuner-Romantik ade!

Die Straße hebt und senkt sich und nimmt manchen steilen Anstieg, und wir holen einen Radfahrer ein, der sein Velo neben sich her stößt. Wir kommen mit ihm ins Gespräch, und er fragt viel und erzählt dann selbst erstaunlich viel. Er sei ein alter Zuchthäusler und Dieb, jetzt gerade arbeite er zwar, aber wenn er einen guten Coup machen könne, werde er nicht zögern. Die sacres gendarmes hätten ihn schon oft erwischt, und er habe schon mehr als zehn Jahre auf dem Buckel. Wo ich denn mein Geld trage, er könne mir da ein paar gute Ratschläge geben. Natürlich trüge ich mein Geld wie andere Leute in der rechten hintern Hosentasche. Das sei dumm, dort sei es sehr leicht zu nehmen. Er sei ein gewandter Taschendieb und habe schon manchem hinten den Sack aufgetrennt, ohne daß der Betreffende einen Mucks gemerkt habe. Ich solle doch das Geld vorne, innen am Hemd tragen, da sei es unmöglich hinzugelangen, ohne daß man's merke. Ich zweifle, ob er mir mein Geld nehmen könnte, ohne daß ich es merkte, aber er lacht mich aus. Hier natürlich nicht, auf der Landstraße, aber in einem Bus, oder bei der Perronsperre oder sonst in einem kleinen Gedränge, auf der Bahn,

dem Tram, nichts leichter als das. Ich greife unwillkürlich nach meinem Portemonnaie, und er bemerkt es und lacht aus vollem Halse: «Ah, n'ayez pas peur, m'sieur.» Jetzt gerade stehle er nicht, und dann würde er mich schon gar nicht bestehlen, das imponiere ihm, wenn einer heute noch so weit zu Pferd reise, und ich brauche mein Geld, aber ich solle seine Ratschläge zu Herzen nehmen, und damit schwingt er sich auf sein Rad, weil gerade eine Abfahrt kommt, und bald hat ihn wieder der dunkle Wald verschluckt.



«Providence» am alten Stadttor zu Mecheln

Bastogne ist eine kleine Stadt im Herzen dieser riesigen Wälder. Eine kleine Stadt wie hundert andere kleine Städte in Belgien. Sie hat alle Wochen ihren Viehmarkt, und die Bauern aus den stillen Waldtälern kommen in ihren Holzschuhen, und viele hundert kleine schwarzscheckige oder braune Kühe stehen auf dem einzigen Platz, und fliegende Händler schlagen ihre Bretter-

buden auf, und während eines Tages ist viel Lärm und Betrieb, und dann senkt sich wieder die Stille und Verlassenheit in die Gassen der alten Stadt. Als das große Unheil anhub und fremde Soldaten kamen und viele Jahre hier blieben, da hielt die Stadt gleichsam ihren Atem an. Die Bauern kamen nicht mehr so zahlreich, sie versteckten ihr Vieh, ihr Getreide, sie blieben lieber in ihren Wäldern, als mit den fremden Soldaten zu tun zu haben. Die fremden Herren regierten strenge, und dieser und jener verschwand und kam nie wieder. Sie regierten mit viel Druckerschwärze und Papier, und die hartschädlichen Bauern der Wälder lieben es nicht, mit Druckerschwärze und Papier regiert zu werden. Aber Bastogne blieb verschont, es hat keine Industrie, und kein Flieger verirrte sich dahin. Und fast plötzlich kam der große Tag, da die fremden Soldaten mit ihren Tankbüchsen und Geschützen aus der Stadt schlichen und kampfflos in die dunklen Wälder untertauchten; andere fremde Soldaten erschienen auf schnellen Tanks, und ein ungeheurer Jubel erfüllte die kleine Stadt - die Amerikaner sind da! Sie bringen Lebensmittel und Geld und manches, was man seit langem entbehrte, vor allem aber bringen sie die Freiheit! Der Krieg verzieht sich in weite Fernen, Bastogne atmet auf und glaubt, für immer seinem sinnlosen Wüten entrückt zu sein. Da rafft das schwer verletzte Raubtier seine letzte Kraft zusammen, siebzig Divisionen stürmen durch die Wälder der Ardennen - die Rundstedt-Offensive vom Dezember 1944. In Bastogne kommandiert ein junger amerikanischer Oberst, Mc. Aulieffe. Er hat nur tausend Mann, fast keine Geschütze. Ringsum flutet die Offensive, und der deutsche Kommandant schickt ihm seinen Parlamentär. Das Schreiben vom 22. Dezember 1944 ist noch erhalten: «Der Ausgang des Krieges ist im Zuge, sich zu ändern. Starke Panzer Streitkräfte haben Ihre Einheit umstellt. Wenn Sie nicht kapitulieren, wird ein ganzes Artilleriekorps und das Feuer von sechs Tankbataillonen Sie und Ihre Truppen zerschmettern!» Der junge amerikanische Oberst schreibt ein einziges Wort auf seinen Notizblock und übergibt das Blatt dem deutschen Parlamentär: Nuts! Die tausend Amerikaner halten Bastogne drei Wochen gegen fünfzigfache Übermacht. Die Deutschen nehmen furchtbare Rache, halb Bastogne liegt in Trümmern, aber sie können es nicht nehmen, und ihre Verzweiflungsoffensive bricht zusammen. Bastogne ist damit in die Reihe der heroischen Städte getreten.

Heute ist wieder Wochenmarkt, wie ich mit meiner «Providence » über den Marktplatz reite, und die Bauern der Ardennenwälder füllen die alten Gassen, auf die so viele Ruinen niederblicken, und die schwarz-scheckigen Kühe brüllen über den Platz.

Wälder, Wälder, Wälder! wiederum geht es fünfundvierzig Kilometer durch die Ardennen. Vorn muß sich ein Autounfall ereignet haben, eine dunkle Limousine hängt schräg am Straßenbord, den Kühler zwischen zwei Tannen gekeilt. Ich trabe hinzu, vielleicht kann ich etwas helfen. Auf dem Trittbrett sitzen ein silberhaariger Greis und ein alter Curé und spielen Karten. Es kann also nicht schlimm sein, und es ist gottlob nicht schlimm. Sie begrüßen mich freundlich und danken für mein Anerbieten. Hochwürden erzählt, sie hätten einen Lastwagenzug überholen wollen und der habe gerade in dem Moment links gehalten und sie über das Bord hinaus-

gedrängt. «Pas de blesses, pas de morts, comme vous voyez!» Der Lastwagenchauffeur habe wahrscheinlich gar nichts bemerkt, er sei wenigstens zugefahren. Nun warteten sie seit zwei Stunden auf den Kranwagen, ein Automobilist habe ihnen versprochen, einen in Marche aufzutreiben. Es sei ungemütlich und kalt. Dann bewunderte der Herr Pfarrer meine «Providence» und fragt nach Woher und Wohin, und die Herren können es fast nicht glauben, daß ich von der Schweiz her zu Pferd komme. Wenn er dreißig Jahre jünger wäre und reiten könnte, möchte er auch eine solche Reise zu Pferd machen, meint der Herr Pfarrer. «Ça c'est extraordinaire, ça». Ich verspreche ihnen, den Kranwagenführer zur Eile zu mahnen, wenn ich ihm begegne.

Und kaum habe ich einen Kilometer hinter mir, fährt der Kranwagen heran, und der Chauffeur hält, um zu fragen, und ich kann ihm den Standort des Unfalles melden. Weiter vorn sei noch einer, meldet der Chauffeur und fährt zu, und richtig, wieder drei Kilometer, und ein großer Lastwagenzug ist über Bord, hat einen mächtigen Baum wegrasiert und liegt auf der Seite. Kein Mensch ist dabei. Hier scheint es schlimmer gegangen zu sein, denn die Führerkabine ist eingedrückt und das Steuerrad zerbrochen. Opfer unserer hastigen Zeit.



Wie die « Providence» mit Staunen die feurige Musik durch die Nacht ziehen sieht
und wie sie krank wird und uns in große Sorge versetzt,
und wie wir Einzug halten in die alte Festungsstadt Namur

Vor uns fährt ein Bauer von einem Waldweg mit zwei schweren Belgiern eine Fuhre Holz auf die Hauptstraße, und wir holen ihn bald ein, und die «Providence» tänzelt nebenher. Oben auf dem Astholz sitzt auf zwei Pferdedecken ein hübsches, junges Mädchen, ihre schlanken Beine verlieren sich zwischen den wippenden Nadelzweigen der Äste. Sie scheint sehr eitel und betrachtet sich zuweilen in einer Spiegelscherbe und streicht das widerspenstige Haar ihrer braungekräuselten Locken unter ihr rotes Kopftuch. Sonderbar sind diese Bauerngespanne in Belgien und eigentlich für belebte Autostraßen wenig geeignet und nicht ungefährlich. Keine Deichsel, keine Stangen, die Pferde ziehen einfach an der Waage, die mit einer Kette an einer kleinen Vorderachse mit winzigen Rädern befestigt ist. Ich höre nur mit halbem Ohr der Plauderei des Bauern zu, denn gleichzeitig führe ich in der höhern Sphäre des Sattels ein anderes Gespräch, mit der Tochter auf dem Asthaufen. Sie wolle nicht Bäuerin werden, nächstes Jahr werde sie zwanzig, dann ade! Dann wolle sie nach Brüssel, dort sei ein anderes Leben als hier in diesen dreckigen Dörfern. Sie wolle dann schöne Kleider und Autofahren - das sei ihre Leidenschaft. Unten erzählt der Bauer von der letzten deutschen Offensive, es sei zuletzt so ein Durcheinander gewesen und die feindlichen Truppen so ineinander verschachtelt, daß man nicht mehr gewußt habe, ob eigentlich die Deutschen oder die Amerikaner ... Und dann wolle sie sich einen Freund zulegen, ihre Freundin, die Denise, habe auch einen, einen ganz rassigen, mit einem obengesteuerten «Jaguar» ... Hier habe der Krieg noch seine schweren Folgen, es gebe Höfe in den Seitentälern, die seien so stark vermint, daß sie nicht mehr bebaut würden... Der Vater wolle sie zwar nicht gehn lassen, «mais tant pis» ...

Wieder ist es eine schwere Regennacht, wie wir nach dem alten Marche kommen und plötzlich eine heitere Musik hören. Aus einer Seitengasse biegt mit vielen großen Fackeln die Fanfare von Marche, um irgendeinem Prominenten ein Ständchen zu bringen, und «Providence» erschrickt ob dieser feurigen Musik, und ich habe viel Mühe, sie zu meistern und an eiliger Flucht zu hindern. Wir haben große Sorge, einen Stall zu finden. Etwas nebenaus in einem Café gibt uns endlich eine alte Wirtin Unterkunft, Futter habe sie keines. So klopfe ich den Müller aus dem Schlafe, und er ist nicht unwillig, und ich buckle die zehn Kilo Hafer freudig durch den Regen zurück zum Stall. Die Wirtin hat inzwischen aus einer Ecke noch etwas Heu zusammengekratzt und Stroh, das die Bauern liegen ließen, als sie am letzten Markttag ihre Rosse einstellten. Ich hätte «Providence» dieses Besenheu nie hinwerfen sollen, aber sie liebt Heu gar sehr. Am frühen Morgen ist sie munter und wir wollen gleich die siebenundvierzig Kilometer bis Namur diesmal rechtzeitig unter die Füße nehmen. Alles geht vorzüglich, und wir finden sogar viele Kilometer trabbares, weiches Seitengelände. Zur Abwechslung steige ich wieder einmal ab, da zeigt meine «Providence» die unverkennbaren Zeichen einer Kolik. Sie

will sich auf die Straße niederlegen. Ich darf das nicht zulassen, und gottlob sind wir nur fünfhundert Schritt von einer großen Ferme, denn bei Kolik ist das erste, in den nächsten Stall zu gehen. Ich führe sie hin und spreche ihr zu, wenn sie sich niederlegen will, und stelle sie, ohne erst zu fragen, in einen großen Stall.



«Providence» im Schnee von Brabant

Der Bauer erscheint und ist erstaunt, aber ich sage ihm, er solle gleich nach dem Tierarzt schicken oder telefonieren. Ich kenne genau die Ursache dieser Kolik, das gestrige zusammengewischte Heu war schlecht oder beschmutzt. Ein junger Tierarzt, frisch aus dem

Studium, erscheint schon nach einer Viertelstunde und hat alles Nötige mitgebracht. Ich bin zwar etwas skeptisch, denn man hat lieber alte, erfahrene Ärzte. Er findet, es sei eine sehr heftige Kolik, Blutpferde seien viel empfindlicher als Kaltblutpferde. «Providence» erhält eine erste Einspritzung, und wir sind während einer Stunde in großer Sorge, denn Kolik ist bei Pferden immer eine Sache auf Leben und Tod. Nach einer zweiten Einspritzung tritt bald Erleichterung und Besserung ein, und der junge Tierarzt erklärt «Providence» für gerettet. Er nimmt mein Sattelzeug mit bis nach Assese, und ich folge ihm mit «Providence», und es ist eine mondheile Nacht, die schönes Wetter verspricht, und auch ich bin voll heller Freude. «Providence» will schon wieder an allen Borden Gras naschen, das sicherste Zeichen der Genesung; aber sie wird durch den Tierarzt in Assese auf Hungerkur gesetzt.

Da «Providence» noch Rekonvaleszentin ist, nehmen wir am ändern Morgen nur die Strecke bis Namur. In einer großen Brauerei kommt sie in gute Pflege, und wir können uns dieses alte Namur anschauen mit seinen Kastellen und Ringmauern, die von schroffen Felsbändern auf die Stadt niederblicken. Von hier schweift frei der Blick über die Sambre und Meuse weit ins Land und bis hinüber nach Brabant.



Wie die «Providence» sich in den schwarzen Peter verliebt
und unser Wirt von Namur den Schwarzen Markt verteidigt und
welch romantische Geschichten uns der alte Schmied am Pont de la Meuse erzählt
und wie wir viele Freunde finden

In der großen Brauerei zu Namur muß sich «Providence» an eine neue Kost gewöhnen. Hafer erhält sie keinen, denn er soll nur auf dem Schwarzen Markt zu horrenden Preisen erhältlich sein, erklärt mir der Stallmeister. Dafür bekommt sie sehr reichlich anderes Futter, das ihrem Schleckmaul besonders zusagt - gezuckerten Malz mit Häcksel untermischt und Heu. Und als Dessert stets zwei oder drei große, weiße Halbzuckerrüben. Das muß für die Verdauung bei Dürrfutterkost besonders förderlich sein. Sie hat einen breiten Doppelstand, und neben ihr steht «Pierre», ein riesiger, kohlschwarzer Belgier, ein richtiger Schwarzpeter. Erst findet sie nichts Besonderes an ihm, wie das junge Damen oft haben, aber seine ruhige, friedliche Art, ihre Neckereien mit großer Langmut hinzunehmen, scheint ihren Sinn zu wandeln. Sie scheint richtig in ihn verliebt zu sein, und wenn er am frühen Morgen ins kupferglänzende Kummetgeschirr muß, um mit seinem Flaschenwagen den täglichen Kehr durch Namur anzutreten, wiehert sie ihm lange nach, und er wiehert zurück. Neben zwanzig großen Lastwagen für den Überlandverkehr hält diese Brauerei noch ein Dutzend Pferde, um die Kleinfuhren von Haus zu Haus in der Stadt zu besorgen. Das komme bedeutend billiger zu stehen als Automobile, deren Geschwindigkeit man doch nicht ausnützen könne, wenn man in jeder Gasse drei- oder viermal anhalten müsse, erklärt mir der Direktor. Das Pferd erobere sich so langsam auch in der Stadt wieder eine Position zurück, denn viele Brauereien, die nach dem ersten Weltkrieg ihren Fuhrpark total motorisiert hätten, seien für den Nahverkehr zum Pferd zurückgekehrt. Die einzige Schwierigkeit biete die kurze Arbeitszeit gegen früher. Denn auch die Fuhrleute wollten heute ihren Achtstundentag. Das bedinge die Einsetzung eines Stallmeisters, der den Fuhrleuten die Arbeit der Wartung abnehme. So erscheinen denn die Bierfuhrleute wie die andern Arbeiter um 7 Uhr, striegeln und bürsten rasch ihr Pferd und rücken bereits um 8 Uhr mit ihrem beladenen Fuhrwerk aus zu ihrem Stadtkehr.

Das Brauereigewerbe ist mächtig in Belgien. Bier ist das Nationalgetränk, eigenen Wein hat das Königreich kaum, und die Importweine werden absichtlich durch Zölle und Abgaben so verteuert, daß sich der gewöhnliche Mann selten ein Glas leisten kann. Große Transparente an öffentlichen Gebäuden, Bahnhöfen und auf Dächern führen Krieg gegen den Schwarzen Markt. «Tuez le marché noir — tötet den Schwarzen Markt», «Kauft zu den niedrigsten Preisen», «Verkauft zu den niedrigsten Preisen», ist mit Riesenlettern auch auf die Bahnzüge gemalt, auf die Rangierlokomotiven, überall an rußgeschwärzten Backsteinmauern von Güterschuppen und Wagenremisen. Erst glaube ich, daß diese Parolen spontan von den durch den Schwarzen Markt am meisten betroffenen Arbeitern und Eisenbahnern aufgemalt würden, aber mein

Hotelwirt belehrt mich eines ändern. Die Regierung selbst veranlasse diese Aufschriften. Aber ganz ehrlich sei dies auch nicht; denn die Regierung wisse ganz genau, daß ohne den Schwarzen Markt die Hotels und Restaurationen ihren Gästen nichts vorsetzen könnten. Die Fremden erhielten keine Lebensmittelkarten, oder ob mir etwa welche ausgehändigt worden seien an der Grenze? Ohne den Schwarzen Markt könnte er mir nichts vorsetzen. Alles, was ich da auf dem Tische vor mir sehe, komme vom Schwarzhandel. Jeder, der irgendwie könne, treibe Schwarzhandel. Hie und da werde einer hochgenommen und dann hart bestraft, aber in neunundneunzig von hundert Fällen drücke man beide Augen zu, sonst müßte man halb Belgien hinter Schloß und Riegel setzen.

Halbwegs zwischen der Brauereistallung und meinem Hotel eine große Kaserne. Eine Bronzetafel erinnert daran, daß von hier aus das siebente belgische Lanciers-Regiment am 1. August 1914 in den Krieg gezogen sei und wie viele Offiziere und Soldaten dieses Auszuges nie mehr in ihre Ganisonsstadt Namur zurückkehrten. Heute ist dieses Reiterregiment motorisiert. Die ehemaligen großen Reithallen wurden Garagen, wo Tanks und Panzerwagen und Jeeps zu Dutzenden stehen. Der Krieg verliert immer mehr seine Romantik, auch der malerische Wacheaufzug mit schmetternden Clairs und Khakisoldaten mit historischen, weißen Bandeliers kann nicht darüber hinwegtäuschen. Kriege waren immer grausam, aber es gab Zeiten, da wurden sie ritterlich geführt. Der modernisierte, mechanisierte, motorisierte Krieg kann nicht ritterlich geführt werden.

Namur wurde schwer mitgenommen. Besonders das Viertel um den Bahnhof. Neben meinem Hotel ist ein anderes bis auf die Fundamente zerstört. Mein Zimmer liegt im sechsten Stock und mein Bett direkt an der Außenwand, die einst nur Brandmauer zwischen den beiden Gebäuden war, und es ist ein prickelndes Gefühl, daß es da hinter dieser Tapete zwanzig Meter hinuntergeht, wo früher ein anderes Haus die Mauer stützte. Es gibt prunkvolle Läden mit prächtigen Schaufenstern und Marmorverkleidungen und daneben wie häßliche Zahnlücken links und rechts zertrümmerte Fassaden. Es wird viel gebaut, und neue Häuser erstehen aus den Ruinen. Der Wohnungsmangel ist groß. Belgien ist ein übervölkertes Land. Ohne seinen Kolonialbesitz wäre der hohe Lebensstandard des Volkes unmöglich. Das Kolonialproblem hat auch diesen Aspekt, und von den Befürwortern der Freigabe aller Kolonien wird er meist übersehen. Diese Freigabe bedeutete für die meisten europäischen Staaten Verarmung, Dezimierung der Bevölkerung durch notwendige Auswanderung, Zerfall der Staatsfinanzen und der ganzen Wirtschaft.

Namur ist das Sinnbild aller Städte in diesen so oft umstrittenen Landen, seine Geschichte ist die Geschichte Belgiens. Seine friedlichste Zeit war die des Mittelalters als Grafschaft Namur. Da waren seine Messerschmiede, Gerber, Eisengießer, Seifensieder und Bierbrauer weit herum berühmt. 1692 erschienen die Söldner Ludwig XIV. vor der alten Stadt, und die Elite dieses Heeres bildete ein Regiment Schweizer. Sie nahmen Stadt und Festung für den

Sonnenkönig, und erstmals wurden die Ardennen französisch. In der Folge wurde Namur oft umkämpft und oft erobert, seine Festungen wurden geschleift und stärker wieder aufgebaut. 1715 von den Holländern belagert und im Sturm genommen, 1746 durch den fünfzehnten Ludwig wiedergenommen, wurde es zwei Jahre später im Frieden von Aachen von den Habsburgern herausgehandelt. Joseph II. wollte die wichtige Feste im Zusammenfluß der Sambre und Meuse zu einer friedlichen Stadt machen und ließ die Festungen abtragen mit Ausnahme des alten Schlosses, das dann die französischen Revolutionsarmeen 1794 sprengten. Aber die kriegesischen Zeiten der schönen alten Stadt an der sanft dahingleitenden Maas waren noch lange nicht vorbei. Nach den napoleonschen Kriegen 1816 neu und stärker als je befestigt, wurde es 1866 mit Ausnahme der hochgelegenen Zitadelle nochmals geschleift und dann wieder befestigt, um 1914 von den deutschen und österreichischen Mörsern zermalmt zu werden und nun in diesem letzten Krieg arg unter dem Kampf aus der Luft zu leiden. Die alte Zitadelle steht noch, und eine prächtige Straße führt in breiten Schleifen zu ihr empor, die «Route merveilleuse» nennen sie die Namurer.

Die schöne alte Steinbrücke über die Maas wurde von den zurückweichenden Deutschen vor drei Jahren gesprengt, und eine Notbrücke aus Holz verbindet die beiden Stadtteile. Frachtschiffe und Schleppkähne gleiten langsam unter ihr vorbei, und an den Ufern nutzen viele Wäscherinnen einen spärlichen Sonnenstrahl des Spätherbstes, und herzige, kleine Kinder spielen an der Böschung, ein Bild des Friedens, ein Bild auch des unbezwinglichen Lebens inmitten dieser heroischen Flußlandschaft altersgrauer Festungsmauern und zerstörter Häuser, Quais und Brücken.

Ein alter Hufschmied, ein steinaltes, schneeweißhaariges kleines Männchen mit buschigem Schnauz, hat uns bei unserm Einzug in die Stadt unsere Brauerei als Unterkunft für «Providence» gewiesen, und ich habe ihm ein Rendezvous in einem Café beim Pont de la Meuse verabredet und bestelle nun trotz dem teuren Preis eine Flasche Wein, und der alte Schmied lebt gar wohl daran. Ja, früher, vor dem ersten Weltkrieg, da habe man auch in Belgien noch sein Glas Wein trinken können, heute sei dies für seiner Gattung Leute nur noch an Festtagen etwa Brauch, leider, leider! Die Zeiten vor 1914 kämen ihm vor wie das entschwundene Paradies. Alles habe seinen geordneten Gang gehabt, Jahr und Tag hätten die gleichen Preise gegolten, ein guter Hufschmied sei damals nie vor die Arbeit herausgekommen. Aber einmal sei ihm etwas passiert, woran er seiner Lebtag denke. Ein Pferd sei ihm von der Schmiedebrücke weg gestohlen worden. Nur schnell sei er mit seinem Eisenhändler zu einem Glase gegangen, und wie er wieder zu seiner Schmiede gekommen sei, da sei das Pferd verschwunden gewesen, niemand habe es bemerkt und alles Fragen und Suchen habe nichts geholfen. Wie der Bauer vom Markt zurückgekommen sei, dem das Pferd gehört habe, sei natürlich der Lärm losgegangen, der sei zur Polizei gelaufen und am Abend noch zu einem Advokaten, aber das Pferd sei verschwunden geblieben. Der Advokat habe ihm dann die Hölle heiß gemacht, er müsse dem Bauern das Pferd bezahlen, schließlich hätten sie sich auf die Hälfte des Schadens

geeinigt, und er habe mit Seufzen die vierhundert Francs auf den Tisch gezählt. Damals seien eben vierhundert Francs noch ein gut Stück Geld gewesen. Von dem Pferd habe er nichts mehr gehört. Da sei er, nach fast einem Jahr, an einem Sonntag zu einem Besuch in die Ardennen gegangen, damals habe es noch keine Autoverbindungen nach allen Richtungen gehabt, da habe man den Knotenstock genommen und sei früh in der Dämmerung auf den Weg. Etwa nach drei Stunden Wanderung habe er in einer Waldlichtung ein Zigeunerlager angetroffen und vier struppige Pferde im Busch, von denen nur eines etwas besser ausgesehen habe und gerade dieses sei ihm sonderbar bekannt vorgekommen. Er habe das Pferd genau angeschaut und ihm dann den rechten Vorderhuf nachgesehen, und richtig, das sei das gestohlene Pferd gewesen, denn es habe rechts vorn einen Rehhuf gehabt. Als alter Kavallerist habe er nicht lange gezögert, sei aufgesprungen und habe dem gestohlenen Pferd die Hacken eingesetzt. Die Zigeuner hätten geschrien und sich auf ihre Klepper geworfen, und es sei eine Jagd gewesen durch den Wald, an der er noch in seinen alten Tagen seine Freude habe. Am Waldrand seien die Zigeuner zurückgeblieben, und den gleichen Abend noch sei er mit einer Polizeistreife sie suchen gegangen, aber das Lager sei verlassen gewesen, die Zigeuner seien Hals über Kopf abgezogen, wahrscheinlich der französischen Grenze zu. Der Bauer habe ihm dann dreihundert Francs zurückgegeben und sein Pferd geholt und sei bis zu seinem Tode sein Kunde geblieben. So möchte er das Abenteuer nicht hergeben für viel Geld. Heute stehlen die Zigeuner keine Pferde mehr, dafür werde in den Städten gestohlen, was nicht niet- und nagelfest sei, das seien eben die Folgen des Krieges.

Ein gewaltiger, dreizentriger Schiffssteuermann von einem Maas-Frachtdampferlein gesellt sich zu uns und der Wirt; jeder weiß viel zu erzählen, wie sie es diesen Deutschen gemacht hatten, und heute ist jeder ein Held der Résistance gewesen. So finden wir zu dieser abendlichen Stunde im winterlichen Namur viele Freunde, und der Mond spiegelt sich lachend in der glitzernden Maas, wie wir vom Pont de la Meuse Arm in Arm zu dreien durch die alten Gassen ziehn, links der kleine, schneeweißhaarige Schmied, rechts der riesige Schiffssteuermann und unbekannte Held der Résistance de la Sambre et Meuse.



Der Steen zu Antwerpen



Wie die «Providence» nach Brabant zieht
und durch Regen und Schnee nach dem alten Genappe marschiert

Gehst du nach Waterloo, lieber Leser, auf dieses berühmteste Schlachtfeld aller Zeiten, dann darfst du einen kleinen Umweg nicht scheuen. Dann fahre nicht einfach von Brüssel hinaus mit dem Tram oder dem Bus, dann wandere die berühmte Heerstraße von Namur her über Sombreffe und Quatre-Bras nach Genappe. Sollte dir das aber zu mühsam sein, diese Wanderung über fünfzig Kilometer, dann kannst du in Charleroi einen Car besteigen und bis Genappe fahren. Aber tue es, und du wirst dieses Schlachtfeld nicht nur sehen, sondern erleben, und der Eindruck wird gewaltig sein, wenn du seine Geschichte kennst.

Es schneit in nassen großen Flocken, wie ich in Namur meine «Providence» aufzäume, und ein eisiger Wind fegt durch die alten Gassen mit den vielen Ruinen, und wie wir aufsitzen und über die Landstraße traben, beginnt er wieder sein Spiel mit unserm Mantel, dem Regen und Schnee freie Bahn zu schaffen, und bald sind wir durchnäßt wie Napoleons Soldaten, als sie nach der Schlacht bei Ligny die Preußen vor sich her trieben auf dieser selben Straße, «es schüttete wie mit Kübeln, und wir liefen geduckt, das Gewehr unterm Arm, mit dem Mantelzipfel über der Batterie, so durchnäßt, daß es nicht ärger hätte sein können, nie habe ich abscheulicher Wetter erlebt», berichtet der Brief eines einfachen Soldaten vom sechsten leichten Infanterieregiment von diesem 17. Juni 1815. Auch die «Providence» ist unwillig über diesen Sturm und legt die feinen Ohren rückwärts, aber sie schreitet tapfer aus, denn die fünfzig Kilometer bis Genappe werden wir uns nicht schenken.

Wir kommen durch das kleine Sombreffe, dessen Name völlig unschuldig in die Annalen der Geschichte einging, unschuldig wie alle Dörfer und Städte, die auf der Karte mit zwei Schwertern gekennzeichnet sind. Fern im Dunst zur Linken sehen wir den Kirchturm von Ligny, das seinen Namen dem großen Napoleon zu einem glänzenden Sieg über die Preußen lieh. Es ist schon finstere Nacht, wie wir in die alten Gassen von Genappe einziehen, und fast geht es uns wie jener Armee vor hundertzweiunddreißig Jahren, wir finden kaum Quartier: «alle Straßen und Plätze in- und außerhalb waren überfüllt mit Kavallerie und Infanterie, und nur für die höhern Offiziere konnte Quartier gefunden werden, wir aber lagen im Kot der Straße im strömenden Regen.»

Jetzt ist es still in diesem Genappe, das Städtchen ist wie ausgestorben, nur in einem kleinen Café ist noch Licht, aber niemand weiß von einem Stall, und Hotel hat Genappe keines. Ob denn kein Pferdehändler im Ort sei oder ein Viehhändler, frage ich, und da geht der Wirtin ein Licht auf, doch, die Straße wieder zurück, die ich gekommen, das niedere Haus mit dem Hoftor. Wenn wir nur einen Stall finden, das Hotel ist Nebensache, denn im Stall beim Pferd läßt sich auch schlafen, also zurück auf der Straße gegen Quatre-Bras. Der Viehhändler ist erst etwas verwundert, so spät in der Nacht noch herausgepocht zu werden, aber er ist sofort bereit, meiner «Providence» Unterschlupf zu geben, und sie kommt in einen sehr schönen und warmen Stall an reichliches Futter, und dann telephoniert der Händler an alle Pintenwirte von

Genappe, denn er will nicht dulden, daß ich im Stalle übernachten müsse, eher gebe er mir sein Bett. So finde auch ich mein Quartier, und wir sind besser aufgehoben als Napoleons Soldaten, ja selbst als die berühmtesten Marschälle von Frankreich, die am Vorabend der Schlacht bei der Avant-Garde auf dem Stroh schliefen.

Aber wie am Morgen jenes verhängnisvollen 18. Juni 1815 nach drei Regentagen die Sonne siegreich aus den düstern Wolken trat, so strahlt an diesem 26. November 1947 ein herrlicher, kalter, blitzblanker Tag, und wir marschieren voll gespannter Erwartung, jeder Hufschlag meiner «Providence» klingt auf historischem Boden.

Die Bauernhöfe in Brabant sind Burgen. Feste, zweimannshohe Mauern umgeben den weiten Hof, ein Haupttor mit romanischem Bogen und aufgesetztem Taubenschlag führt von der Landstraße hinein, ein kleineres, rundbogiges Tor gibt auf der hintern Seite den Weg frei in die Felder. Ein schloßartiges Wohnhaus lehnt an die Mauer, und ringsum reihen sich die Ställe und Scheunen und Wagenschuppen. In der Mitte des Hofes ein riesiger Misthaufen, auf dem die Hühner gackern, und zwei belfernde Hofhunde an der Kette und ein Ziehbrunnen mit einer weiten Pfütze, in der sich Gänse und Enten tummeln.



Wie die «Providence» mit dem sagenhaften
Schimmelhengst «Vizir» frühstückt in der Maison du Roi
und wie sie über das Schlachtfeld von Waterloo trabt und welch
wahrhaft historisches Quartier sie findet in der weltberühmten Ferme de La Haye Sainte

Rechter Hand «Le Caillou». Ein Herrenhaus mit angebauter Ferme, von einer Mauer umschlossen Garten und Hof. Daran darfst du nicht vorübergehen, lieber Leser. Hier war am regenreichen Abend des 17. Juni 1815 der große Korse das letztemal Kaiser. Das Zimmer, in dem er schlief auf seinem Feldbett, das ihn bis nach Sankt Helena begleitete, ist noch erhalten. Du wirst gedankenvoll vor diesem selben Kamin mit hölzerner Eiseneinfassung stehen, vor das sich Napoleon völlig durchnässt niederließ: «L'Empereur fit allumer un grand feu, en attendant ses bagages, il se sèche tant bien que mal devant la cheminée - Der Kaiser ließ ein großes Feuer anzünden, sein Gepäck erwartend und sich so gut und schlecht, als es ging, am Kamin trocknend», erzählt der Historiker.

Hier diktierte er dem Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, seine Befehle, derweil vor den Fenstern die Bärenfellmützen der wachhabenden Garden im Regen auf und ab wanderten. Der Kaiser hat nur eine Sorge: daß sich Wellington nicht stelle. Er will die Engländer schlagen, wie er gestern die Preußen schlug, einzeln, dann ist die Koalition gesprengt, denn die Österreicher und Russen sind noch weit weg am Rhein, und mit ihnen wird er fertig werden, wenn er die Zähesten besiegte, die Preußen und diese «Goddams», wie er sie nennt. Du wirst heute dieses kleine Landhaus «Le Caillou» nicht ohne Ergriffenheit besehn, lieber Leser. Sein Besitzer hat es in ein Museum gewandelt. Wir sehen viele Waffen und Helme und Uniformen, Bilder und Stiche und, was seltsam bewegt: die Schädel von Soldaten und das Gerippe jenes französischen Husaren vom 16. Regiment, das fast auf den Tag hundert Jahre unter der Erde lag, am 19. Mai 1915 durch den Pflug bloßgelegt wurde. Nebenan ist der Speisesaal, er geht auf einen zierlichen Garten. Hier frühstückte Napoleon mit einigen Marschällen vor der Schlacht und war siegesgewiß wie nie. «Nous coucherons ce soir à Bruxelles!» sagte er zu dem skeptischen Herzog von Dalmatien. Aber er schlief an diesem Abend nicht in Brüssel; er flüchtete inmitten der Trümmer seiner sieggewohnten Armee nach Genappe, nach Charleroi, nach Laon, nach Paris, verfolgt von den preußischen Husaren.

Napoleon war der größte Feldherr aller Zeiten und ein Staatsmann von großem Format. Doch wir müssen ihn ablehnen, ihn und sein Werk. So wie er es selbst zuletzt getan hat auf jenem einsamen Felsen von Sankt Helena, als er bekannte: «Ce qui m'a frappe le plus dans le monde, c'est l'impuissance de la force de ne rien créer de durable. A la longue, le sabre est toujours battu par l'esprit!» Und so wird der Weg aller Gewaltmenschen und aller Diktatoren nach einem Waterloo führen, und aus den Trümmern ihrer Macht wird sich unsterblich die Freiheit erheben.

Derweil wir in den Zimmern Napoleons auf «Le Caillou» weilen, frühstückt meine «Providence» dreihundert Schritt davon in einer andern großen Ferme, in der Maison du Roi. Sie steht im gleichen Stall und rauft aus dem gleichen Barren ihr Heu, wie der arabische Schimmelhengst «Vizir», der Napoleon von den Pyramiden bis nach Moskau und nach Waterloo trug, und sie weiß nichts davon. Diesen «Vizir», lieber Leser, kannst du heute noch bewundern, er steht ausgestopft zu Paris, und wir haben sein seidenweiches Fell gestreichelt.

Und nun liegt dieses Schlachtfeld von Waterloo vor den Hufen der «Providence», und es ist kein Hügelland, wie einige Historiker behaupten, sondern eine kaum gewellte Ebene, die sich von Nivelles gegen Wavre zieht, am Himmel begrenzt durch den dunklen Wald von Soignes, der Brüssel deckt. Wir sehen die Kirchtürme vieler friedlicher Dörfer, links hinter uns das historische Malplaquet, vor uns Neuvecourt und Belle-Alliance und Waterloo und vor dem Walde Mont-Saint-Jean, zur Rechten auf kaum tausend Schritt Plancenoit und weiter hinten Maransart und Saint-Lambert und viele andere. Und wir geben wieder dem einfachen Soldaten das Wort, der fast genau an dieser Stelle gestanden an jenem frühen Morgen des 18. Juni 1815: «Nie werde ich den Augenblick vergessen, da ich gegen fünf Uhr morgens erwachte und alle die Glocken der umliegenden Dörfer zur Frühmesse läuteten, die Glocken, die sich von Planchenois bis Genappe und Frichemont und Waterloo Antwort gaben, und mein Herz erstarrte vor Verzweiflung, als ich das zerstampfte Getreide ringsum sah, und die Trommeln zu dröhnen begannen, dumpf und unheil kündend, wie gewöhnlich bei feuchtem Wetter.» Wir sehen die schnurgerade Straße, die gegen Brüssel führt. Links im Felde das Schloß und die riesige Ferme von Hongoumont mit einer kilometerlangen Mauer, die den Park und ein Wäldchen umschließt, hart an der Straße die ummauerte Ferme La Haye Sainte, und rechts im Felde die burgartige Ferme von Papelotte mit ihrem Turm. Wir sehen im Geiste Napoleons Armee, jede Division in langer Linie von Hongoumont bis fast hinüber nach Saint-Lambert, wir sehen die berühmten Kavalleriedivisionen, die Jäger zu Pferd von Piré, die Kürassiere Kellermanns, die Dragoner von Guyot, die Husarenregimenter von Jaquinot und dahinter die leichte Kavallerie Lefèvre-Desnottes und die berühmten Kürassiere Milhauds. Und ganz nahe vor uns sehen wir beidseitig der großen Straße die vierundzwanzig Bataillone der alten und der jungen Garde. Kaum tausend Schritte gegenüber erkennen wir die endlose rote Linie der Engländer und die dunklen Massen ihrer Kavallerie unter Lord Ponsonby hinten bei Mont-Saint-Jean.

Die Karten der damaligen Zeit waren wenig exakt. Napoleon nahm sich vor jeder Schlacht einen Einwohner der Gegend als Führer. Hier ist es ein kleiner flämischer Wirt, der bei Rossomme eine kleine Pinte hält. Er sträubt sich vergebens gegen dieses gefährliche Amt, die Garden werfen ihn lachend auf ein Husarenpferd und binden ihm die Füße unter dem Bauch des Pferdes zusammen, dann koppelt ein alter Sergeant das Pferd an das seine, und er muß unmittelbar dem Kaiser folgen, der die Kugeln nicht scheut. Der arme Wirt, Decoster ist sein Name, schwitzt vor Angst, und wie die ersten Kugeln in Napoleons Gefolge pfeifen und hier und dort ein Offizier aus dem Sattel sinkt, macht Decoster die sonderbarsten Kapriolen, beugt sich

auf die Mähne des Pferdes und wirft sich im Sattel hin und her, und der Kaiser lacht: «Mein Freund, bemüht euch nicht. Eine Kugel von vorn ist besser als eine von hinten, das gibt die häßlichsten Wunden.» Doch der arme Teufel nimmt Rache und seine Angaben sind mit ein Grund von Napoleons Niederlage, denn sie sind alle falsch. Er sagt dem Kaiser nichts vom verdeckten Hohlweg nach Braine-L'Alleud, in den mehr als tausend Kürassiere stürzen und der die Wucht dieses ersten Massenangriffs der napoleonischen Kavallerie bricht.

Napoleon sagt in seinen Memoiren, daß er nie eine Schlacht besser vorbereitet und besser geführt habe als diese seine letzte, und daß nur der Regen und das Ausbleiben des unglücklichen Marschalls Grouchy ihm den Sieg entriß. Wir glauben aber, daß doch etwas anderes entscheidender war: die Zähigkeit und Verbissenheit des englischen Soldaten, der hier, wie oft in der Geschichte, seinen Arm der Freiheitssache der unterdrückten Völker lieh. Wir sehen den Herzog von Wellington seine Anglo-Normännerstute «Copenhagen» besteigen, ein feuriges hellbraunes Vollblut, wie der exakte Historiker meldet, und wir sehen ihn vor der Schlacht nochmals seine Linien abreiten mit dem gemessenen Befehl an jeden Offizier: halten, sich auf dem Platz töten lassen, aber halten!

Drei Tage Regen haben das Gelände so aufgeweicht, daß die Kanonen bis an die Naben versinken, und Napoleon muß bis halb elf Uhr warten, bis er manövrieren kann. Die Schlacht bei Waterloo war eine Kavallerieschlacht in erster Linie, die größte und schrecklichste Reiterschlacht der Geschichte. Fünftehtausend französische Pferde galoppierten gegen siebzehntausend englische und alliierte Pferde auf einem Feld, das nur zweimal so groß ist wie die alte Thuner Allmend. Wir sehen die Kürassiere Milhards und Kellermanns wie einen silbernen Strom sich über die Ebene ausbreiten, die erste Attacke von fünftausend Pferden wirft sich mit Wucht auf die Carrés der roten englischen Infanterie. Der Boden ist schwer, und die Hufe schleudern große Klumpen Erde empor. Fünftausend Pferde sind eine gewaltige Masse, Ney führt sie auf seinem andalusischen Rappen, die englische Infanterie wird dezimiert, viele Batterien werden genommen, da braust die feindliche Kavallerie heran, voran die Scotts Greys, jenes berühmte Regiment, das heute noch existiert und bei dem wir in Schottland zu Gast waren, es reitet nur Grauschimmel. Vor dem Angriff mußten die englischen Kavalleristen ihren Rossen die Gebisse ausschnallen, mit Ausnahme der Offiziere, die die Attacke führten. So hatten die Soldaten keine Gewalt über ihre Pferde, konnten sie weder halten noch seitwärts lenken, um auszubrechen, und Rosse im großen Galopp, die keine Führung mehr spüren, gehen wie rasend ventre-à-terre geradeaus. Geben wir nochmals dem Soldaten vom sechsten leichten Infanterieregiment das Wort: «Achtung, achtung, Kavallerie! ging es durch unsere Reihen und plötzlich sahen wir eine Masse roter Dragoner auf Grauschimmeln daherbrausen wie der Wind, rechts und links alles niedersäbelnd, indem sie sich auf ihren Pferden weit auslegten, ihre Hiebe folgten sich mit Blitzesschnelle, und mehr als zwanzigmal glaubte ich, mein Kopf fliege von den Schultern. Es war der schrecklichste Augenblick meines Lebens.» Napoleon läßt weitere siebentausend Rosse attackieren und dann noch dreitausend, die letzten. Die Wucht der Attacke ist so groß, daß durch den Druck der galoppierenden Rosse die

Pferde in der Mitte samt ihren Reitern in die Luft gehoben werden. Jeder unserer alten Dragoner kennt von schwadronsweisen Attacken der Zeit vor dem ersten Weltkrieg den gewaltigen Druck, den die Reiter der Mitte aushaken müssen. Aber eine Schwadron bei uns, das waren kaum zweihundert Pferde, hier aber sind es siebentausend!

«Zwei Regimente Kürassiere und ein Regiment Ulanen fielen über die Schotten her, im Umsehn waren sie überwältigt. Man hörte jeden Hieb auf ihren Kürassen, und die Pferde schnauben, man sah tausend Lanzen sich heben und senken, die Pferde wütend steigen und mit fürchterlichem Gewieher um sich beißen, mir rieselte der kalte Schweiß von der Stirne. In zehn Minuten waren siebenhundert Schotten aus dem Sattel, ihre Grauschimmel rissen nach allen Seiten aus, nur einige hundert kehrten, an die Mähnen ihrer Rosse geklammert, hinter ihre Batterien zurück, und mancher wurde, im Bügel hängend, von seinem Pferd zu Tode geschleift.»

Eine Attacke besonderer Art reitet die englische Gardekavallerie, eine kombinierte Attacke mit schottischer Infanterie. Nie zuvor, nie nachher hat man ähnliches gehört. Jeder Reiter erhält einen Infanteristen zur Linken, der sich mit der rechten Hand am Bügelriemen festklammert, in der erhobenen Linken das Gewehr. So setzen diese Schotten in ihren kurzen Faltenröckchen in gewaltigen Sprüngen neben den galoppierenden Pferden her, werden von diesen mitgerissen über Stock und Stein, mitten hinein in die feindliche Infanterie. Man denke sich, welch ein Wettlauf mit dem Tode!

Die wechselseitigen Attacken folgen sich den ganzen Nachmittag, die Pferde kommen kaum mehr über die Berge von Leichen und sind erschöpft bis zum Tode. Die Franzosen beherrschen das ganze Plateau und nehmen auch La Haye Sainte mit schweren Verlusten. Englische, braunschweigische, nassauische Regimente sind bis auf einen Drittel dezimiert. Aber wenn die Adjutanten auf schäumenden Rossen von Wellington Rückzugsbefehle erbitten, hat er seine stereotype Antwort: halten! Und wie nun die Meldung kommt, daß die anrückenden Truppen im Südosten nicht die Divisionen Grouchy's, sondern das erste Korps Blücher's seien, läßt Napoleon seine Garde, die er immer bis zuletzt schonte, anrücken. Ney hat alle fünf Kavallerieangriffe und zwei Infanteriestürme geführt, er, «der Tapferste der Tapfern», führt auch die Garde zu diesem letzten Sturm. Ein vernichtendes Feuer aus zweihundert Kanonen empfängt sie, die Engländer wissen, jetzt gilt es, noch diese Viertelstunde, und Wellington murmelt: die Nacht oder die Preußen! Die Preußen sind da und bald auch die Nacht, und alles ist zu Ende. Die Garde, dezimiert von zwölftausend Mann auf zwölfhundert, deckt noch den Rückzug bis Genappe, dann löst sich alles in Verzweiflung auf. In acht Stunden wurden fünfzigtausend Mann getötet und mehr als zwanzigtausend Pferde. Noch heute pflügen die Bauern Schädel und Knochen aus der Erde und finden Uniformknöpfe und Kugeln in den Äckern.

Wie ich mit meiner «Providence» abends in diese so heiß umstrittene Ferme de la Haye Sainte einrückte, da glauben wir jeden Stein zu kennen und jeden Ziegel auf dem Dach. Es ist alles

noch genau so wie vor 132 Jahren, als sich hier zwei Bataillone Nassauer einrichteten, 1280 Mann, von denen am andern Tag abends fünf Uhr nur noch 42 lebten. Das große Tor ist noch da, das sie mit Pflastersteinen verrammelten und vor dem Marschall Ney persönlich mit gezücktem Degen den Angriff leitete, und das hintere Tor, das vom sechsten leichten Regiment erstürmt wurde, und der weite Hof mit der festen Mauer, der «jenen blutigen Nestern glich, die der Habicht heimgesucht hatte. Auf einem großen Misthaufen mitten im Hofe wurden die Deutschen unter wildem Fluchen und Schreien niedergestoßen.» Auch dieser große Misthaufen mitten im Hofe existiert noch, und der Stall von «Providence» stößt an das hintere Tor. Es ist der geräumigste Stall der ganzen Reise, so groß wie ein Haus, und sie kann auf weichem Stroh darin herumspazieren. Nur wie ich noch einmal in später Nacht in diesen Hof von La Haye Sainte trete, um mit meinem Taschenlicht nach ihr zu sehen, wie die beiden Hofhunde heulen an der Kette, und die weißen Mauern im Mondschein leuchten, da kommt es mir fast unheimlich vor. Unter dem finstern Torbogen ein Schnauben, aber es ist nur ein großer belgischer Hengst, der herein möchte, und wie ich ihn verscheuche, tritt er langsam im Mondlicht über die Weiten des Schlachtfeldes von Waterloo, über das Grab der fünfzigtausend Soldaten, über das Grab der zwanzigtausend Pferde.



Wie die «Providence» mit dem weißen Stier von Brabant kämpft
und der alte Diplomat von Belle-Alliance eilig aus der Arena flieht,
und wie wir uns im Hexenkessel von Brüssel erfolglos
mit Detektiven und Polizisten herumschlagen
und das tapfere Schneiderlein von Charleroi uns aus der Klemme hilft

In La Haye Sainte ist meine «Providence» so gut aufgehoben wie ich im kleinen Hotel Lambert, und wir beschließen, hier noch einen Tag zu bleiben und die Hauptstadt von hier aus zu besuchen, da man sie mit Bus und Tram in einer halben Stunde erreicht. Weil ich im Photographieren ein ausgesprochener Dilettant bin und alle meine guten Aufnahmen Zufallstreffer, engagiere ich mir den Berufsphotographen von Belle-Alliance, und er gondelt Sonntag früh heran auf seinem Rad mit Außenbordmotor. Ein feiner alter Herr, wie ein pensionierter Diplomat sieht er aus und stülpt vorsichtig seine Hosenbeine hoch, um uns durch die aufgeweichten Äcker und Matten nachzustapfen. Auf weitem Felde, mit der burgartigen Ferme von Papelotte im Hintergrund, eine große Viehherde, das muß ein stimmungsvolles Motiv geben. Unser Diplomat pflanzt sich mit seiner Kamera in richtige Beleuchtungspositur, und ich trabe vor die Viehherde und stelle meine «Providence» hübsch zurecht, denn schöne Pferdeaufnahmen sind eine eigene Kunst. Eben stellt «Providence» ihre Ohren spitz nach vorn - eine ungemein wichtige Kleinigkeit - ich will das Zeichen zum Knipsen geben, da sehen wir unsern alten Diplomaten mit seiner Kamera in langen Sprüngen dem Zaun zuhetzen, und wie ich mich erstaunt im Sattel umwende, beginnt für uns die Schlacht von Waterloo.

Ein weißer Stier aus Brabant ist aus der Herde getreten und senkt eben die Hörner zum Angriff auf meine «Providence». Mit einigen Galoppsprüngen entgehen wir dieser wütenden Attacke und umreiten die ganze Herde, verfolgt von diesem Stier, und nun gebe ich «Providence» die Zügel, und sie fliegt dahin wie vom Bogen geschnellte, und der Stier vermag nicht mehr zu folgen, und nochmals umkreisen wir sein Harem von zweihundert Kühen und stellen uns wieder hin, schön im Blickfeld der Herde und La Papelotte. Aber unser Diplomat ist um keinen Preis der Welt zu bewegen, hinter dem schützenden Zaun hervorzukriechen und gibt uns aufgeregte Zeichen, und richtig, da tritt wieder dieser weiße Stier von Brabant aus der Herde, und ich lege mich vorn auf den Hals der «Providence», und sie setzt elegant über den Zaun, und der Brabanter ist darüber so verblüfft, daß er beschämt zu seiner zahlreichen Gesellschaft zurücktrottet. Wir aber suchen uns ein anderes stimmungsvolles Motiv.

Hundertzweiunddreißig Jahre sind gekommen und versunken seit den acht schrecklichen Nachmittagsstunden, da hier auf diesen weiten Gefilden von Waterloo die Schlacht tobte, die den großen Korsen stürzte und sein Imperium zerbrach. Seit dieser Zeit ist diese historische Walstatt für viele hundert Leute ein Geschäft. Hotels und Restaurationen und viele Dutzend

Läden erstunden schon vor hundert und mehr Jahren und leben von den zahllosen Fremden, die aus aller Welt nach diesem Schlachtfeld pilgern, bis auf den heutigen Tag und wohl noch in den spätesten Zeiten. Sechzig Meter hoch türmt sich ein künstlicher Hügel auf der Stelle, wo die englischen Garden den letzten Ansturm der Kaisergarde brachen. Acht Jahre nach der Schlacht wurde die Auffuhr dieses künstlichen Berges begonnen, und vier Jahre lang führten täglich hundert Pferde Steine und Erde des Schlachtfeldes zu diesem Hügel. Auf gewaltigem Sockel setzt der britische Löwe seine rechte Vorderpranke auf eine Kanonenkugel und schaut grimmig hinüber nach Frankreich. Nur ein Datum ist als einzige Inschrift in den gewaltigen Sockel gemeißelt: XVIII Juin MDCCCXV — achtzehnter Juni achtzehnhundertfünfzehn. Es sagt alles. Steige die zweihundertzwanzig Stufen hinan, lieber Leser, wenn dich dein Weg nach Waterloo führt - es lohnt sich.

Viele andere Denkmäler säumen die Heerstraße, der Obelisk des Obersten Gordon, des hier gefallenen Adjutanten Wellingtons, der Stein der Deutschen, das Grabmal der gefallenen Belgier. Am eindrucksvollsten aber ist das Monument der napoleonischen Garde, der sterbende Adler. Dann kannst du noch in den Kuppelbau des Panoramas treten, um dir bildhaft die Schlacht zu besehen, und ein kleiner Kino zeigt seit Jahr und Tag den Film.

Mein Koffer kommt nicht. Gestern früh übergab ich ihn in Genappe auf Anraten der Wirtin nicht der Bahn, sondern einem Buschauffeur des Kurses Charleroi-Brüssel, alles ging sehr eilig, und irgendwie muß ein Mißverständnis eingetreten sein. Was tun? Ich telefoniere an die Busdirektion in Brüssel, Antwort: Die Chauffeure seien nicht berechtigt, ja, es sei ihnen verboten, Gepäckstücke zu befördern. So stelle ich mich an die Bushaltestelle und interpelliere alle Chauffeure und Kondukteure, aber sie wissen nichts, von allen Seiten strömen hier die Busse nach der riesigen Hauptstadt, Hunderte am Tage. Ich nehme das nächste Tram, und die Herren der Busdirektion werde ich schon zu nähern Recherchen zwingen. Die Belgier sind ein nettes Volk. Wie ich einem mir gegenüberstehenden altern Herrn mein Mißgeschick von dem durchgebrannten Koffer erzähle, nimmt das gesamte Tram lebhaften Anteil, und hundert Ratschläge werden mir erteilt. Der Kondukteur ist sehr skeptisch, den Koffer werde ich kaum wiedersehen; die meisten Fahrgäste raten, auf die Busdirektion zu gehen, die sei allerdings ganz am andern Ende von Brüssel, und ich müsse mich beeilen, vor fünf Uhr hinzukommen. Nur ein junger Mechaniker in blauen Überkleidern widerspricht: ich solle nach der Gare du Midi, dort sei die Endstation des Bus von Charleroi, dort sei auch der Betriebschef und könne mir genau sagen, welcher Chauffeur jenen Bus ab Genappe morgens 8 Uhr 05 geführt habe. Ich folge dem Rat des Mechanikers und steige nach der Gare du Midi um, und alle rufen mir nach: Bonne chance! Nun stelle dir das vor, lieber Leser, dieser riesige Gare du Midi in der Millionenstadt Brüssel mit ihrem Hexenkessel von Zehntausenden von Menschen, die es alle irgendwie eilig haben und die mein durchgebrannter Koffer wirklich nicht interessieren kann. Es gibt keinen Garagechef an der Gare du Midi. Auf dem Fundbureau am Bahnhof weiß man nichts. Ich solle mich an die Polizei wenden. Die Polizei weiß von nichts, ich solle mich an die

Omnibusdirektion wenden, aber erst morgen, jetzt sei es zu spät. Ein netter alter Herr führt mich zu einem Detektiven am Bahnhof. Der hört sich meine ganze Geschichte ruhig an, dann macht er eine abwehrende Handbewegung, das gehe ihn nichts an, er sei Detektiv der Bahn und nicht der Busgesellschaft. Ich will ihm eben meine Meinung sagen, da stupft mich ein kleines Männchen, das unserer Diskussion lauschte, am Ellbogen: «Je sais, où se trouve votre valise, m'sieur!» Es sei im selben Omnibus gestern früh nach Brüssel gefahren und habe in Genappe gesehen, wie ich den Koffer dem Chauffeur übergeben habe, und es wisse ungefähr, in welchem Café an der Strecke der Chauffeur die Valise abgegeben habe. Man denke sich diese Fügung. Da stehen wir völlig ratlos im Trubel der Großstadt, und ringsum ist ein Gewoge Tausender von Menschen, und so ein kleines Männlein stupft einen an und erklärt seelenruhig: «Je sais, où se trouve votre valise!» Umarmen möchte ich ihn!



Hafenviertel von Antwerpen

Und er weiß gleich weitem Rat. In fünf Minuten fahre sein Bus nach Charleroi, er sei dort Schneider und gestern nach Brüssel gekommen, um Stoffe einzukaufen, dabei weist dieses

tapfere Schneiderlein auf drei große Pakete, die er neben sich abgestellt hat, und ich helfe ihm, diese im bald vorfahrenden Bus zu verstauen, und nun äugt während der Fahrt mein Schneiderlein erst unablässig aus dem Fenster, denn zwischen Brüssel und der Fremdenzentrale von Waterloo gibt es Hunderte von kleinen Cafés, fast jedes zweite Haus enthält eines. Aber bald wird es müde und nickt auf seinen Stoffballen ein, und ich muß es an der Schulter rütteln und bitten, jetzt nicht zu schlafen. Es habe etwas viel Wein getrunken und sei müde, entschuldigt sich mein Schneiderlein, aber nun werde es gewiß aufpassen.

Es ist schon Nacht, und die Scheiben sind angelaufen, und das Männchen muß immer wischen. Es fahre eben nur drei-, viermal im Jahre nach Brüssel, genau kenne es das Café nicht, aber es sei an einer Bushaltestelle und aus rotem Backstein. Aber fast alle Cafés haben roten Backstein, und schon denke ich, daß es wieder nichts sei. Da, an einer Haltstelle in Waterloo zupft mich mein Schneiderlein: «Voilà, m'sieur, ici!» Und ich drücke mich eilig durch die Fahrgäste, und richtig, da steht an der Ecke: «Cafe du Sport», und viele Gäste sind an der Bar, und irgendwo in einer Ecke steht mein grauer Koffer, und jeder hätte ihn nehmen können. Die Wirtin verlangt gar keinen Ausweis von mir. Ich kann ihn gleich mitnehmen und im nächsten Tram nach Gordon-Monument fahren.

An diesem zweiten und letzten Abend zu Waterloo lädt mich der junge Bauer von La Haye Sainte zu einem Glase Wein. Er leuchtet mir zu nächtlicher Stunde die gewölbte Treppe hinunter in die großen Keller dieser herrschaftlichen Ferme. Hier unten seien die toten Nassauer zu Hunderten gelegen. Le Caillou, die Maison du Roi, Rossome, das Schloß von Hongoumont, La Haye Sainte, Papelotte, Mont Saint-Jean stünden unter Staatsschutz als historische Baudenkmäler, und nichts dürfe an ihnen baulich verändert werden. Das Schlachtfeld stehe unter Bauverbot und müsse die weite Ebene bleiben bis in späteste Zeiten. Für die Besitzer und Bewohner dieser Fermes habe dies seine Unannehmlichkeiten. Auch die kleinste Neueinrichtung unterliege der Genehmigung der staatlichen Aufsichtskommission, und vor allem dürfe am Äußern der Gebaulichkeiten kein Ziegel und kein Stein verrückt werden. Er schenkt mir zwei Kugeln, die er auf dem Schlachtfeld beim Pflügen fand, eine englische und eine französische. Runde Flintenkugeln der damaligen Zeit, sie wurden kaum weiter als dreihundert Meter getragen und verloren wohl bereits auf der halben Flugbahn ihre Durchschlagskraft. Jede Patrone mußte einzeln geladen werden. Bei Kavallerieattacken kam der Infanterist meist nur zu einem einzigen Schuß, dann waren die feindlichen Reiter heran. Deshalb wurden in den napoleonischen Kriegen die letzten großen Kavallerieattacken mit Erfolg geritten. «Achtung, Kavallerie!» war für den damaligen kleinen Infanteriesoldaten im freien Felde der schreckliche Alarmruf, so unheil kündend wohl wie heute die Warnung: «Achtung, Tanks!» Wenn siebentausend Rosse in großem Galopp daherbrausen, dann bebt die Erde.



Wie die « Providence » durch einen endlosen Park nach dem halb zerstörten Mecheln zieht
und wie der Soldat Lämppli sie wie ein Wickelkind umhegt

Brüssel ist eine riesige Stadt und eine schöne Stadt. Das prächtige Hotel de Ville, die stolzen alten Adelspaläste, die Börse mit ihrem Portikus von acht korinthischen Säulen, das Königliche Theater, die schönen gotischen Kirchen, die reichen Museen und weite Plätze sind die ruhenden Pole inmitten eines Gewirrs von Straßen, über die sich mit viel Lärm und Hupen und Klingeln der riesige moderne Verkehr der belgischen Metropole wälzt. An Milano mit seiner berühmten Galeria Vittorio Emanuele erinnern hier die Galerie du Roi und die Galerie de la Reine mit ihren hochgewölbten Glasdächern.

Nimmst du auf Reisen in fremdes Land Schweizer Geld mit dir, dann am besten in Hundertfrankennoten. Ich habe in Schweizer Währung noch gerade eine Fünfhunderternote bei mir und möchte sie in Brüssel wechseln, aber nur zweihundert Franken davon, den Rest wünsche ich in Schweizer Franken zurück. Aber auf keiner einzigen Bank, nicht einmal auf der belgischen Nationalbank, wollen sie Schweizer Noten haben zum Herausgeben. Ein kleiner Wechselagent, zu dem mich ein freundlicher alter Herr führt, kann mir wenigstens siebzig Schweizer Franken in Fünfernoten zurückgeben, für die restlichen vierhundertdreißig Franken muß ich belgische Franken nehmen, aber ich bekomme hier einen bessern Kurs, elfeinhalb Franken für einen Schweizer Franken, statt nur zehn. Weitere achtzig Franken kann ich ganz zufällig bei einem Hotelier zurückwechseln, muß allerdings einen Kursausfall in Kauf nehmen, aber nun habe ich wenigstens neben den fremden Währungen eine kleine, eiserne Reserve von hundertfünfzig Schweizer Franken, und das gibt ein beruhigendes Gefühl in allen diesen Ländern mit labilen Geldverhältnissen.

So haben wir auch das stolze Brüssel gesehen und können es bei unserm Weiterritt links liegen lassen, denn es ist nicht angenehm, zu Pferd durch diese turbulenten Hauptstraßen der riesigen Stadt zu ziehen. Eine prächtige, breite Straße umgeht Brüssel und führt direkt nach Mecheln meist durch einen prächtigen Wald. Es ist die herrlichste Straße, die ich kenne, und alle Straßenbauer sollten sie sich als Muster ansehen. Sie gibt jedem sein Recht. Die Automobile haben zwei breite Betonstreifen, die ein dreifaches Überholen gestatten, die Radfahrer haben ihre Bahn auf exakten Steinplatten wie ein Parkett, die Fußgänger ihren weichen und sauberen Weg aus festgestampftem Kies, und wir, die Reiter, haben das schönste, eine wunderbare Piste mit dünner Schlacke führt zwanzig Kilometer weit unter den Bäumen hin. Es ist ein herrlich Traben und Galoppieren, und merkwürdig schnell bringen wir die Kilometer hinter uns und bedauern, daß leider endlich auch dieser parkartige Wald aufhört.

Ein Hotel liegt am Waldrand, und wir möchten hier Mittagsrast halten, aber es ist kein Stall da, nicht einmal eine leere Garage, um «Providence» unterzustellen, und am zügigen Wind mochte

ich sie nicht stehen lassen. So ziehen wir weiter ins nächste Dorf, und hier finde ich bei einem Bauern einen Stall. Aber der Reisende hat in den belgischen Dörfern keine Möglichkeit, sich zu verpflegen. Es gibt wohl einige Cafés, aber sie führen nicht Restauration, und ich muß einer alten Wirtin ordentlich zusprechen, mir wenigstens eine Omelette von drei Eiern zu bereiten. Fünfundzwanzig Kilometer sind es noch bis Mecheln, und wir beeilen uns, aufzubrechen, und wieder ist es schon Nacht, wie wir in die Gassen dieser altehrwürdigen Stadt Einzug halten. Einen dicken Metzgermeister fragen wir nach einem Stall, und er weist uns an den Kohlenhändler gleich hinter der Kathedrale. Doch der hat nur noch Lastwagen, und der Stall ist zum Kohlenbunker geworden, aber er ist sehr hilfsbereit und begleitet uns mit seinem Rad durch viele Gassen bis an einen Kanal und dann diesem Kanal entlang und wieder seitwärts in alte Gassen, wo ganze Zeilen von Häusern nur noch fensterlose Ruinen zeigen. Bei einem kleinen Fuhrhalter und Wirt klopfen wir an, und heraus tritt der HD-Soldat Läppli, wie er im Buche steht, wie ihn unser Freund Rasser über die Bühne führt: ein Mann in gewissen Jahren, fest und korpulent, Seehundsschnauz, Hängebacken und Triefaugen und Glatze bis zum hintern Kragenknopf, freundlich und voll Dienstfertigkeit, eine richtige «vlämische Gmüetsmoore». Daß er unsere stolze «Providence» in seinen Stall aufnehmen darf, ist ihm eine hohe Ehre, er ist ganz gerührt, versichert er mir und nennt mich immer «Mynheer» und zückt die Kappe schon auf zwanzig Meter. Zur «Providence» schaut er wie zu einem Wickelkind, und sie hat es wie im Steckkissen. Im spätem Abend, wie ich nochmals nach meinem Pferd sehe, lade ich meinen Freund Läppli ein zu einer Flasche Bier, und er weiß viel zu erzählen. Früher habe er sechs Pferde gehalten und sei selbst manches Jahrzehnt mit schweren Frachtwagen nach Brüssel, nach Antwerpen und oft weit hinein nach Holland gefahren. Das seien noch Zeiten gewesen! In seinen besten Jahren sei er selten länger als drei Stunden ins Bett gekommen, schon früh zwei Uhr habe er meist seine Pferde gefüttert und um drei Uhr angespannt und sei oft erst um Mitternacht wieder eingerückt, und das bei jedem Wetter. Ja, es sei auch ein hartes Leben gewesen. Er erinnere sich noch bis an sein Ende an den kalten Wintertag in den neunziger Jahren, da er mit fünf Rossen eine Fuhre von acht Tonnen Mehl bei einem eisigen Schneesturm nach Löwen geführt habe. Wie ihm der Wagen von der Straße abgerutscht sei in den Graben und seine fünf starken Belgier ihn einfach nicht wieder herausgebracht hätten. Wie er dann alle achtzig Säcke zu hundert Kilo allein habe abladen und wieder aufladen müssen und ihm fast die Finger abgefallen seien vor Kälte, und wie keine dreihundert Meter weiter der Wagen wieder abgerutscht sei. Da habe er vor Verzweiflung geweint, aber kein Mensch sei bei diesem Hundewetter über die Landstraße gekommen, und es sei ihm nichts anderes übriggeblieben, als die ganze Fuhre nochmals in den Schnee abzuladen, den Wagen herauszuziehen und die achtzig Säcke wieder vom Boden aufzunehmen und auf die Straße hinauf und auf den Wagen zu tragen. Und wie er erst lange nach Mitternacht halbtot zu seinem Bäcker in Mecheln gekommen sei, habe ihm der in der Nachtmütze zum Fensterlein hinaus noch alle Schande gesagt, und er könne die Fuhre allein abladen, die Gesellen schliefen jetzt. Ja, man müßte einmal das Leben all dieser Müller-, Holz-

und Ziegelfuhrleute in aller Welt vor fünfzig Jahren beschreiben, mancher wäre dann zufriedener, der heute in seiner verschlossenen Lastwagenkabine hübsch am Trockenen über gute Straßen gleiten könne. Aber herrliche Zeiten seien es doch auch gewesen, an sonnigen Frühlings- und Sommertagen in den frischen Morgen zu knallen mit der langen Peitsche und fünf starke Rosse zu lenken und den schönen Mädchen an den Dorfbrunnen zuzuwinken und Dummheiten zuzurufen; ja, ja, als junger Bursche sei er ein Sakra gewesen, er habe alle schönen Mädchen gekannt bis nach Maastricht und Cent, und ein hübscher Bursche sei er gewesen, mit lockigem, blondem Haar, man möchte es nicht glauben, wenn man heute seine polierte Billardkugel betrachte, und dabei lüftet er seine Mütze und fährt sich gedankenvoll über die radikale Glatze.



Wie die «- Providence » nach Antwerpen und den Niederlanden zieht
und welch aussichtslosen Kampf sie gegen die holländischen Windmühlen führt
und wie uns der gute Bahnhofvorstand von Kalmthout eine patriotische Standpauke hält

Am Morgen, wie ich zum Stalle komme, hat mein Lämppli die «Providence» schon blitzblank gestriegelt und gebürstet und ihre Hufe gesalbt. Käme ich wieder einmal zu Pferd nach Mecheln, dann dürfe ich nirgends sonst mit meiner «Providence» einkehren als bei ihm, legt er mir ans Herz, und ich kann es wohl versprechen.

Wieder ist es eine moderne Straße, die von Mecheln gegen Antwerpen führt, mit Radfahrerstreifen und weichem Fußgängerweg, den ich mit meiner «Providence » benutze, um ausgiebig zu traben. Fußgänger sind selten, alles fährt per Auto oder Rad, und niemand behelligt mich wegen unserm Trab über den Fußgängerstreifen.



Hafen in Antwerpen

Eine stolze Stadt ist dieses Antwerpen mit seinen Palästen und breiten Straßen, noch heute eine der reichsten Städte der Welt. Der Krieg hat nur seine Vorstädte und Armenviertel in Mitleidenschaft gezogen und Stadtkern und Hafen verschont. Wir erreichen dieses wichtige Eingangstor Europas durch endlos sich hinziehende Außenquartiere, und wieder scheint uns eine besondere Fügung zu leiten.



Holländische Grenze bei Wuustwezel

Wie wir unter Tausenden von Fußgängern einen ältern Herrn nach einem Stall fragen, stellt er sich als Direktor der Brasserie des Peupliers vor und lädt «Providence» gleich zu Gast. Der Herr Direktor macht selbst den Cicerone zu dem ausgedehnten Gebäudekomplex der großen Brauerei, deren Eingang zwei hohe Pappeln als Wahrzeichen der Firma bewachen. Achtzehn schwere Belgier stehen im Stall und begrüßen wiehernd unsere «Providence», und wieder ist es ein guter alter Stallknecht, der sie in Obhut nimmt. Derweil hat mir der Direktor schon ein Hotel im Zentrum besorgt, und mit der Straßenbahn ist es gerade eine halbe Stunde bis hin.

Der letzte Novembersonntag ist schön und kalt. Viele hundert Schiffe aller Größen ankern an den zwanzig Kilometer langen Quais der Scheide, die Antwerpen zum wichtigsten Umschlaghafen Europas werden ließ. An Bord der riesigen Frachtdampfer herrscht sonntägliche Muße, und viele Matrosen und Neger stehen gelangweilt an der Reeling und schauen dem Spiel der Möwen zu. Meerfischer ordnen ihre Netze, und über allem liegt ein Hauch ferner Welten. Malerisch sind die Altstadtgassen des Hafenviertels, und ist auch Antwerpen eine saubere Stadt, so kannst du doch hier auf dem alten Pflaster auf tote Ratten treten, wenn du nicht acht gibst.

Um die letzte Grenze unserer Reise zu nehmen, entwerfen wir einen genauen Operationsplan, denn diesmal soll es glatt gehen. Unsern Koffer schicken wir an die Grenze nach Eschen, um ihn dann von Holländisch-Breda aus nachzuholen. Wir aber nehmen die Straße über Braschaat schon früh vier Uhr unter die Hufe von «Providence». Es ist ein kalter, blanker Morgen, und er verspricht einen sonnigen Tag. Kleine Städte, wie dieses Merksem, sind eigentlich nur noch Vororte von Antwerpen, und zehn Kilometer weit säumen prächtige Schlösser und Villen und schöne Einfamilienhäuser die Straße, vom Reichtum der Stadt der Diamanten eindruckliches Zeugnis gebend. Schon lange marschieren wir nun durch Lande, «wo die Berge eben», und die erste Dämmerung zeigt uns die endlose Weite der Felder beidseits der Chaussee. Wir haben das verschlafene Braschaat hinter uns und Maria Ter Heide, und nun erst erwacht das Leben auf dieser schnurgeraden Straße. Die ersten Arbeiter fahren auf ihren Velos eifrig strampelnd durch die Morgenkälte, und riesige Lastwagen rattern der nahen Grenze zu. Kurz nach acht Uhr sind wir am belgischen Zoll außerhalb Wuustwezel. Es geht sehr rasch und sehr höflich zu, und die Belgier wollen mir auch gleich mein Pferdezzoll-Depot von 3100 Franken zurückbezahlen. Ich bitte sie aber, die Papiere noch nicht zu quittieren, ich wolle erst mein Pferd über die holländische Grenze bringen und dann zurückkommen, um das Zolldepot zu erheben.

Die holländischen Zöllner sind Preußen. Viele Autofahrer und Lastwagenchauffeure belagern den Schalter und werden kurz und schnauzig abgefertigt. Gottlob habe ich schon von Antwerpen aus dem Grenztierarzt telephonierte, er ist bereits da, ein freundlicher, alter Herr, der meine «Providence» besichtigt und gleich die Papiere ausfertigt. Aber nun beginnt erst der Kampf mit den Windmühlen der holländischen Grenzbureaukratie. So wohlversehen mit Dokumenten habe ich keinen der bisherigen drei Grenzübergänge in Angriff genommen, denn ich habe mir schon in Bern von der Gesandtschaft zwei richtige Pferdeein- und ausfuhrbewilligungen beschafft, die aussehen wie Staatsobligationen und mit vielen wichtigen Unterschriften geziert sind. Aber sie sind befristet auf den 30. November, und da wir wegen dreimaliger Kofferjagd und Kolik und miserablen Reisewetter sechs Tage im Rückstand sind, ist es jetzt eben erster Dezember geworden, und die kurz angebundenen Zollzöpfe erklären meine schönen Staatsobligationen als verfallen, ich müsse mir im Haag neue beschaffen. Ich habe einige Mühe, den Zollchef dazu zu bringen, in der Residenz eine telephonische

Prolongation zu erwirken, er will erst alle Ausreden ins Feld führen, aber ich lasse nicht nach, bis er telephoniert. Dann erklärt er mir, Haag werde Bescheid geben, ich möge warten. In der Nähe hat es ein riesiges Kloster mit einer Priesterschule, und es ist gerade Pause, und die angehenden Kleriker machen genau soviel Lärm und treiben Allotria wie andere Buben. Ein würdiger, alter Pfarrer schreitet bedächtig unter den Alleeebäumen auf und ab, und ich wende mich an ihn, ob ich meine «Providence» in den Klosterstall stellen könne. Hochwürden ist gleich einverstanden und kommt selbst mit zum Stall, aber erst muß ich mir vom Zollchef die Erlaubnis erbitten, denn das Kloster liegt auf holländischem Boden, etwa hundert Meter innerhalb der Grenzpfähle. Nun warten wir den ganzen Morgen, und kein Telephon aus dem Haag will uns freie Passage geben. Kurz vor zwölf Uhr kann ich den Zollchef zu nochmaliger telephonischer Anfrage bewegen, und nun nickt er, und die Verlängerung um einen Monat ist bewilligt.

Alles andere muß nun glatt gehen. Ich habe eine Erklärung auszufertigen über mein Geld und gebe das richtig an, inklusive mein belgisches Zolldepot fünftausend belgische Franken, hundertfünfzig Gulden, dann noch hundertfünfzig Schweizer Franken und zweihundert dänische Kronen. Das gehe nicht, erklärt mir der Zollkassier, ich dürfe nur tausend belgische Franken mitnehmen und fünfzig Gulden und von diesen hatte ich siebenundvierzig als Zolldepot für das Pferd und Veterinärgebühr zu bezahlen. Ja, von was ich denn leben solle im schönen Holland und was ich denn mit meinen belgischen Franken und dem übrigen Geld tun solle? Das gehe ihn nichts an. Ich sage ihm, daß ich nun exakt zwanzig Staaten zu Pferd bereist habe und mir selbst im hintersten Balkan eine derartige Bureaukratie nie begegnet sei. Aber das rührt den Zöllner nicht. Ich sei hier in Holland und nicht im Balkan, und hier sei Ordnung. Ich sage ihm, daß ich in diesem Falle auf die Einreise verzichte, und er zuckt die Achseln. Alle Umstehenden sind empört, einige Herren nehmen mich beiseite und geben mir Ratschläge. Ich solle einfach die Erklärung für tausend Franken ausfüllen und auf diese Zöllner pfeifen, das übrige Geld könne ich doch irgendwo verstecken. Aber gerade das will ich nicht. Bereits im Bewilligungsschreiben steht, daß ich genau alle Vorschriften einzuhalten habe, ansonst eine Wiederausfuhr meines Pferdes sistiert werden könne. Was da an holländischen Automobilisten am Zoll steht, ist entrüstet. So verzichten wir denn für diesmal auf dieses spröde Holland, und wie ich drüben im Kloster meine «Providence» aufzäume, ist auch Hochwürden sehr empört und bedauert, daß wir nun die schönen Niederlande nicht sehen werden. In Wirklichkeit ist das Ganze nur eine Prellerei mit dem Zwangskurs, den wir Schweizer uns gefallen lassen müssen. In Holland muß man für hundert Gulden hundertdreißig Schweizer Franken bezahlen, wechselt man aber dann diese hundert Gulden wieder in Schweizer Franken um, dann erhält man sechzig Franken. Der Zwangskurs ist anderthalbmal übersetzt, und unsere Herren in Bern lassen sich das bieten.

Die belgischen Zöllner sind erstaunt, uns zurückkommen zu sehen, und gottlob habe ich die belgischen Zollpapiere noch nicht quittieren lassen. So ziehen wir wieder Antwerpen zu und kommen uns vor wie das geschlagene Heer. Der «Providence» allerdings scheint dies höchst gleichgültig zu sein, ja, sie ist übermütig, und den Weg zurück lieben die Pferde immer sehr,

denn er führt zum heimatlichen Stall. Von Holland aus wollten wir mit der Bahn nach Hause fahren, nun müssen wir das von hier aus bewerkstelligen und uns erst wieder besammeln, denn mein Koffer wartet in Eschen, und das ist zwanzig Kilometer westlich. Nach der Karte muß der geeignete Besammlungspunkt Kalmthout sein. So halten wir von Wuustwezel rechts und traben auf schnurgerader Straße über Achterbroek und Dorp nach diesem kleinen Kalmthout, das an der Bahnlinie nach Eschen liegt. Wieder kommt die «Providence» in eine Brauerei, und ich fahre gleich mit dem nächsten Züglein nach Eschen, um meinen Koffer zurückzuholen, und nun will ich am Bahnhof einen «wagon-écurie » nach der Schweiz bestellen. Der Souschef ist Vlāme und versteht kein Wort französisch, und ich habe viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich mit dem Pferd von diesem Kalmthout direkt nach der Schweiz reisen möchte. Am andern frühen Morgen ist der Bahnhofvorstand selbst da. Der Souschef habe ihn noch am Abend informiert, und er habe sich alle Reglemente mit nach Hause genommen und die Tarife, denn er sei jetzt fünfunddreißig Jahre Stationsvorstand in Kalmthout und noch nie sei dies vorgekommen, daß man von hier aus ein Pferd nach der Schweiz senden wollte. Der Wagen sei bestellt, aber es sei sehr schwierig, sehr, sehr unwahrscheinlich, daß er komme, in acht Tagen vielleicht, in vierzehn Tagen, der Wagenmangel sei gräßlich, die Bahnhöfe seien wegen des Generalstreiks in Frankreich alle verstopft, ich werde nicht durch Frankreich reisen können, sondern man werde mich über Deutschland dirigieren müssen. Das sind ja nette Aussichten. Ich entgegne mit einem wirklich sehr untauglichen Argument - wenn man in der Schweiz einen Bahnwagen bestelle, dann hätte man ihn innert drei, vier Stunden. Da holt unser guter Bahnhofvorstand tief Atem und zieht die Augenbrauen hoch: «Ah, m'sieur! Vous n'avez pas eu la guerre!» Bei uns hätten nicht die Deutschen alles ramassé, Belgien erhole sich, aber langsam, nach der fürchterlichen Zeit, und ein Vergleich mit unsern Verhältnissen im glücklichen Helvetien sei wohl völlig deplaciert. Er hält mir eine richtige, patriotische Standpauke, und ich muß ihm recht geben. Aber vierzehn Tage kann ich nicht auf meinen Bahnwagen warten. So telefoniere ich von hier aus alle Bahnhöfe ab im riesigen Antwerpen, und nach vielen Absagen erhalte ich vom Güterbahnhof am Hafen unten einen Wagen zugesichert, aber ich müsse ihn bis nachmittags fünf Uhr beladen, sonst würde er weitergegeben. Ich notiere mir Wagennummer, genauen Standort und Rangierzentrale, und dann nehme ich meinem patriotischen Bahnhofvorstand von Kalmthout das heilige Versprechen ab, meinen Koffer unfehlbar mit der nächsten Gelegenheit nach dem Hauptbahnhof Antwerpen zu befördern, denn das wird wieder einmal eine Hetze geben, bis das alles auf fünf Uhr nachmittags hübsch beisammen ist. Zurück zur Brauerei, Der Besitzer gibt mir einen Sack Heu mit für die lange Bahnfahrt und füllt mir den Haferschlitzsack mit gezuckerter Melasse, so wird meine «Providence» nicht verhungern. Nun ist sie zum Saumtier geworden, und wir walzen hübsch nebeneinander durch ein leichtes Schneegestöber die fünfundzwanzig Kilometer zurück nach Antwerpen.



Wie die « Providence » in die Teufelsküche kommt
und im Feuer und Schwefeldampf gegen heimtückische Feinde kämpft
und welch dicken Bären wir dem guten Rangierchef von Thionville aufbinden

Schiffssirenen, hundert zischende Rangierlokomotiven, endlose Güterzüge, die pufferklappernd über das Spinnennetz der tausend Weichen gestoßen werden. Tausende von Lastwagen und Traktorzügen und Pferdekarren und dazwischen flitzende Camionetten und Automobile und Hupen und Schreien und Signalisieren und ein nie abschwellender Lärm - das ist der Güterbahnhof am Hafen zu Antwerpen. Unmöglich kann ich da meine aufgeregte «Providence» eine Minute allein lassen, sie würde alle Halfterstricke zerreißen und schnaubend das Weite suchen. Wo noch so viele Pferde ihre Karren ziehen, muß es Stallungen haben, und ein rußschwarzer Kohlentrimmer führt mich zu drei, vier Spediteuren, aber alle haben die gleiche Ausrede. Ihre Pferde kämen jetzt gleich von der Arbeit heim, denn um 4.30 Uhr abends sei im Hafen Arbeitsschluß. So bitte ich meinen Kohlenmann, mir an Hand meiner Notizen meinen Bahnwagen zu suchen, und er macht sich gleich auf den Weg und stößt immer sein Velo neben sich her und hebt es über die vielen Schienenstränge. Nach einer Viertelstunde ist er zurück und hat den Wagen gefunden, es sei höchste Zeit, ihn zu beladen, sonst werde er uns um 5 Uhr weggenommen. Wir entwirren uns mit der aufgeregten tänzelnden «Providence» dem Knäuel der riesigen Haupthalle, und es geht ziemlich weit hinaus bis zu unserm Wagen, an dem schon die Ladebrücke lehnt. Wie wir unsere «Providence» im Wagen versorgt und ihr zur Beruhigung ein gutes Bündel Heu vorgeworfen haben, gibt es noch eine Hetze in viele weit auseinanderliegende Bureaus, erst zum Zoll, dann zum Speditionsbureau, dann zur Kasse, um die Fracht zu bezahlen, dann zum Rangierchef, und erst nach einer Stunde haben wir alle Engpässe der Bürokratie durchlaufen. Daß mein Kohlenmann immer sein Fahrrad mit sich über alle Geleise schleppt, wundert mich. Er solle es doch irgendwo im Bahnhof in einen Veloständer stellen, schlage ich vor. Aber dazu kann er sich nicht entschließen. In zwei Minuten wäre sein Velo auf Nimmerwiedersehn verschwunden, meint er. Der belgische Arbeiter läßt sein Fahrrad keine Minute unbewacht, er schleppt es mit ins Café, und oft sind fast so viele Velos rings um die Tische gestellt, als Gäste an Tisch und Bar sitzen.

Zwei Stunden haben wir noch Zeit, um zum Hauptbahnhof zu fahren, unsern Koffer zu holen und rasch zu Abend zu essen. Ich kann das Velo meines Kohlenmannes nun doch einem Rangierarbeiter anvertrauen, und wir fahren mit dem Tram nach dem Hauptbahnhof. Eine neue Taschenlampe, einige Wäsche sind unter Führung meines Trimmers schnell noch vor Ladenschluß gekauft, dann auch der Koffer geholt, der gottlob diesmal zur Stelle ist. Nun schlage ich meinem kohlschwarzen Helfer vor, gleich ins nächste Restaurant zu einem Nachtessen zu gehen. Aber er möchte es nicht wagen in seinen berußten Kleidern, denn am Bahnhof hat es nur feinere Restaurants mit Kellnern, die aussehen wie ausrangierte

Diplomaten. Er wolle draußen auf mich warten, und ich könne ihm ein Bier herausreichen lassen. Ich rede ihm das aus, und so nehmen wir, sehr zur Verwunderung von Gästen und Garçons, die meinen Kohlentrimmer erstaunt mustern, an einem feingedeckten Tisch Platz, und ich bestelle à la carte und eine gute Flasche Wein, aber rasch müsse es gehen, wir hätten nur eine Viertelstunde Zeit.

Am Güterbahnhof finden wir unsern Pferdewagen nicht mehr, sie müssen ihn vorzeitig ausrangiert haben. Mein Kohlentrimmer wirft den Koffer zu Boden und klettert über viele Wagenreihen zum Rangierhäuschen dieses Sektors und kommt wieder zurück. Unser Wagen sei ungefähr dort drüben auf dem zwanzigsten oder einundzwanzigsten Geleise von hier aus. Aber alle diese Geleise sind mit endlosen Güterzügen überstellt, und wir klettern mit unserer Valise über viele Bremserhäuschen, und meine neue Taschenlampe ist sehr dienlich, um nach unserer Wagennummer zu suchen. Wir finden sie einfach nicht, und die Zeit drängt. Da gehe ich zwischen zwei Wagenreihen und rufe immer: «Providence - allô, chérie, Providence, wo bist du?» Und richtig, sie antwortet mir von irgendwoher mit hellem Wiehern, es muß noch zwei Wagenreihen weiter drüben sein. Endlich finden wir sie, die Entschwundene, und wie wir die Türe aufstoßen, scharrt sie vor Freude und wiehert, und mein Kohlenmann lacht über das ganze Gesicht und wirft den Koffer in den Wagen. Das Trinkgeld muß ich ihm aufdrängen, ich hätte ja das teure Nachtessen bezahlt. Aber ich war so froh über seine Hilfe und beharre auf der Annahme, und nun äußert er noch einen Wunsch. Sein Bub sei Markensammler, ob ich nicht einige Schweizer Briefmarken habe? Beim Schein der Taschenlampe trenne ich die Marken von all meinen Korrespondenzen, und er versorgt sie schmunzelnd in seiner Bluse, besonders die Pro Juventute- und Bahn-Jubiläumsmarken. Wie er dann der «Providence» noch Wasser herbeigetragen hat, will er bei uns bleiben bis zur definitiven Abfahrt. Ich rede ihm das aus, denn er hat noch einen weiten Heimweg mit seinem Rad, und wir verabschieden uns als gute Freunde.

Mein Frachtbrief lautet nur bis Bettembourg an der französischen Grenze. In Frankreich sei Generalstreik, Züge gingen in die Luft, es herrsche Sabotage; die belgischen Bahnen wollten mit der Transitspedition nichts zu tun haben, ich möge mir selber weiterhelfen, hatte mir der Chef im Speditionsbureau erklärt. Unser Wagen ist ein französischer Kriegswagen mit kurzem Radstand von nur 3,5 Meter. Gewehrkegleinschläge und fingerdicke Ritzen zwischen den Planken an Fußboden und Wänden versprechen ein zügiges Refugium für eine zweitägige Fahrt. So decke ich meine «Providence» wohl zu und eben, wie ich ihr die Gurte umschnalle, gibt es einen ungeheuren Stoß, der sich mit Pufferknallen bis zu hinterst an der Wagenreihe fortsetzt - die Rangierlokomotive ist wieder da. Zehnmal geht's hin und her über viele hundert Weichen, bis wir an unsern fahrplanmäßigen «Train marchandise grande vitesse Anvers—Bâle» gekoppelt sind, der bald darauf sanft anfahrend aus dem Geleisegewirr in die pechfinstere Nacht gleitet.

Bis Brüssel geht alles erträglich gut, obgleich der kurze Radstand unsern Wagen oft wie im Fieber schütteln läßt, wenn der Zug über die vielen Weichen rattert. In Brüssel müssen wir beim Rangieren gleich hinter den Tender der riesigen Dampflokomotive gekoppelt worden sein, denn plötzlich fahren glühende Funken durch alle Ritzen, und der Wagen ist voll Rauch und schwefelartigem Gestank, und einen Moment glaube ich, eine Achse sei heiß gelaufen und der Wagen beginne zu brennen. In so einem Güterwagen ist man auf Gedeih und Verderb dem Schicksal ausgeliefert. Man hat keine Möglichkeit, sich irgendwie bemerkbar zu machen, es gibt keine Notbremse; wenn auf offener Strecke ein Wagen zu brennen begänne, gäbe es kein Entrinnen. Das Feuer, der Rauch, der Lärm und die ohrenbetäubenden Schläge, wenn auf dem Nebengeleise ein Zug kreuzt, regen meine «Providence» furchtbar auf; es muß ihr das unheimlich vorkommen, und sie mag glauben, daß heimtückische Feinde uns bedrohen. Sie beginnt energisch gegen die Wand zu schlagen, und ich muß ihr zusprechen und sie beruhigen, sonst holzt sie mir noch die Rückwand des alten Kriegswagens heraus. Bald aber beginnt unsere Lokomotive mühsamer zu pusten, und das Tempo fällt, die Strecke steigt leicht bergan, und hundertfünfzig Wagen hier emporzuschleppen ist selbst für eine so gewaltige Lokomotive keine Kleinigkeit. Düstere Wälder mit dem ersten Schnee gleiten langsam zurück, wie wir durch die Spalte hinaussehen, die Ardennen.

Mittags sind wir in Luxemburg und im frühen Nachmittag an der Grenze in Bettembourg, und diesmal gibt es keine langen Zollformalitäten, denn wir sind ein Transitzug direkt nach Basel. Aber erst gegen 7 Uhr abends werden wir hinüberschoben nach Thionville, das wir nun zum drittenmal kennenlernen und wieder von einer ganz andern Seite. Ein riesiger Güterbahnhof, und mitten im Gewirr der Geleise ein kleines Häuschen mit dem Bureau des Rangiergewaltigen, zu dem ich hinüberklettere, denn ich will gleich in einer Stunde weiter. Der Rangierchef, ein großer, dickbäuchiger Mann, schüttelt sein Haupt. «Absolument impossible», der Grenztierarzt müsse her, ich hätte wieder ein Zolldepot zu leisten und einen Berg von Formularen auszufüllen. Ich suche ihm das auszureden. Das Pferde reise transit durch Frankreich und gehe diesmal die Grande République gar nichts an. Und wie er das nicht einsehen will, binde ich dem guten, so gemütlich aussehenden Rangierchef einen dicken «Bären» auf. Die «Providence» sei ein Cheval de courses, sie müsse übermorgen in Sankt Moritz die internationalen Rennen laufen, er sei responsable, wenn das Pferd nicht bis morgen Abend in Sankt Moritz sei und das gehe da um zehntausend Schweizer Franken, um eine Million französische Franken mindestens. Das schlägt ein, und der dicke Rangierchef stößt alle seine Formulare mit Schwung wieder ins Fach: «Eh bien, si c'est un cheval de courses, on s'en fiche de ce vétérinaire!» Aus seinem Kleiderschrank langt er eine Flasche Rotwein, und wir trinken abwechselnd aus dem gleichen Glas, und er erzählt mir vom Streik. Hier in Lothringen sei es nicht schlimm, bis gestern hätten etwa hundert Rangierarbeiter gestreikt, heute sei alles wieder angetreten. Aber gegen Paris zu sei der Teufel los. Die sacres communistes scheuten vor keinem Verbrechen zurück. Das sei doch eine abgrundtiefe Verworfenheit, wie in

Feindesland Züge zum Entgleisen zu bringen und das Leben Unschuldiger aufs Spiel zu setzen. Die Kommunisten hätten beim Bahnpersonal alle Sympathien eingebüßt. Der Streik selbst aber sei nicht nur politische Mache. Die untern Kategorien der Arbeiter könnten mit ihrem Lohn einfach nicht mehr leben. Und wie ich nun wieder in meinen Pferdewagen klettere und in Nacht und Schneegestöber die Männer des Rangierdienstes die Züge zusammenstellen sehe und an diese harte, monotone und gefährliche Arbeit und den geringen Lohn denke, ja, da erhält auch dieser gewaltige Eisenbahnerstreik ganz andere Aspekte.



Wie die «Providence» merkwürdig schnell nach unserer guten Stadt Basel zurückkehrt
und wie eilig sie es hat, nach Hause zu ziehn

Von Thionville bis Basel ist es eine Fahrt auf Leben und Tod. Die «trains marchandises directs» fahren in Frankreich wie vom Teufel geführt, mit Schnellzugsgeschwindigkeit über einen wenig guten Unterbau, und unser Wagen tanzt förmlich, und «Providence» drückt sich mit der Nachhand in die eine Wagenecke, und wenn ich aufstehe, um zu ihr zu gehen, muß ich breitspurig marschieren, wie ein Seemann auf Deck bei rollender See, und bald schlägt es mich plötzlich an die linke, bald an die rechte Wand. Dann wieder hält der Zug lange auf einem endlos weiten Güterbahnhof, und ich habe keine Ahnung, wieviel Uhr es sein mag, denn meine Armbanduhr hat es mir eingedrückt. Zwei Rangierarbeiter kommen dem Zug entlang, und ich frage. «Milhüse» tönt's zurück und zwei Uhr früh sei es, und erst um vier Uhr fahre der Zug weiter. Um fünf Uhr exakt sind wir im Elsässer Bahnhof in unserer guten Stadt Basel, und ich kann nach zwei Tagen wieder erstmals ein warmes Frühstück bekommen.

In Bern hat es die «Providence» sehr eilig, nach vierundvierzig Stunden aus ihrer Teufelsküche zu kommen, und wir verabschieden uns von dem alten französischen Kriegswagen, der uns trotz seiner Gebrechen so tapfer bis nach unserer helvetischen Kapitale getragen hat. Die letzten vier Kilometer der Reise, hinaus an den Könizbergwald zum heimatlichen Stall, trabt «Providence» mit großer Ungeduld hinter sich. Es gibt ein frohes und unerwartetes Wiedersehen, auch mit dem «Chüeri», der nun mit vierzehn Jahren schon ein bedächtiger Hundegreis geworden ist und am liebsten hinter dem warmen Ofen sitzt. Oft trippelt er aber hinaus in den Stall und ist zufrieden, daß er nicht mehr leer steht, und dann betrachtet er neugierig die «Providence», und vielleicht erzählt sie ihm von ihrer weiten Reise durch fremde Lande, vom gefährlichen Wald der Minen und vom August von Sachsen und dem Schimmel aus Sibirien, von den Hasen, die vor ihren Hufen zu Dutzenden aufgingen und so drollig über die Brachfelder stoben, von den Raben über dem Schloß zu Remilly und von den vielen guten Leuten, die wir in der Fremde angetroffen und wie viele Ruinen wir durchwandert haben. Und hatten wir auch reichlich viele Schlechtwettertage auf diesem Ritt nach dem fernen Waterloo, so brachten doch sie gerade manch romantische Abwechslung auf unsern Weg. Würden wir etwa sonst mit dem Schwamm-Männlein in der Pinte zu Saint-Jean Wein getrunken haben, und hätten wir das schöne Mädchen von Brulange gesehen und das Hexlein von Brouviller? Sicher wären wir auch nicht in das Schloß von François I^{er} eingerückt, und mit den Kommunisten von Vatimont hätten wir gewiß nicht pokuliert, sondern wären noch ein gut Stück weitergetrabt.

Gewiß, solche Reise zu Pferd ist beschwerlicher als eine Ausfahrt mit dem Auto, in das man den Koffer legt und in vier Tagen die Strecke hin- und zurückfährt, die wir in dreiunddreißig Tagen marschierten. Aber was erlebst du, lieber Leser, auf solch eiliger Fahrt, und was wüßtest

du darüber zu erzählen? Wir aber haben das Land gesehen und mit den Leuten gesprochen, und sie haben uns von ihren Freuden und ihren Leiden erzählt - mehr von ihren Leiden in diesen schweren Zeiten. Wir haben die Wunden gesehen, die der Krieg schlug in das Antlitz der Landschaft und der Menschen und die nur langsam vernarben und nie ganz vergehen werden. Wir haben die Geschichte an uns vorüberziehen lassen und die Steine gefragt, wie alles war, denn auch Steine können reden, lieber Leser, glaube es mir.



